

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

5. Heft

Mai 1928

3. Jahrgang

In der Pfalz und im Saargebiet

von Dr. Richard Esaki-Hermannstadt

Man kann heute die Lage der meisten grenzdeutschen Volksteile nicht nur außerhalb des früheren deutschen Staatsgebietes, sondern fast durchgängig auch innerhalb desselben als die eines für die Dauer unmöglichen Zwischenzustandes bezeichnen. Selbst derjenige, der — mit Ostverhältnissen vertraut — durch Oberschlesien, durch die frühere Provinz Posen, durch den „Korridor“, das Gebiet Danzigs, durch Ostpreußen und durch Memelland reist, wird sich sehr schwer zurechtfinden in diesem Wirrwarr zwischenstaatlicher Zustände, in diesem „System“ unsystematischer Eingliederungen organischer deutscher Gebietsteile in die verschiedenartigsten Komplexe organisatorischer Unzulänglichkeiten. Fast ebenso unübersichtlich, jedenfalls fremdartiger, muten den osteuropäischen Deutschen die Dinge an der Westgrenze des Reiches an. Auch hier eine Reihe von Gebietsteilen, die durch das Friedensdiktat unter die ungleichmäßigsten staatlichen Lebensbedingungen gestellt wurden: Copen-Malmedy, Luxemburg, das besetzte Gebiet des Rheinlandes, das Saargebiet, Elsaß-Lothringen. Gleich scheint im Osten wie im Westen der Ausgangspunkt der Mächte, die solche Verhältnisse gestalteten, gewesen zu sein: der unbedingte Wille, durch die Zermürbung, die durch die Unsicherheit solcher Zwischenzustände entsteht, möglichst viele Gebiete von Deutschland zuerst seelisch und auf dieser Grundlage dann auch staatlich abzubrückeln. Das, was aber für den Außenstehenden (d. i. in diesem Falle für den osteuropäischen Auslandsdeutschen) die Lage im Westen so viel komplizierter erscheinen läßt, ist eben das Problem der seelischen Einstellung in der Bevölkerung selbst, um deren Treue und Hinneigung zu Deutschland der Kampf letzten Endes geht. Es ist für den Auslandsdeutschen als Angehörigen einer tagtäglich um ihre deutsche Selbstbehauptung kämpfenden Schicksalsminderheit überaus schwer, sich etwa in die Mentalität des Elsässertums hineinzufinden; es bedarf eines sehr scharfen Hinhorchens und Abwägens, um verstehen zu lernen, wie es kommt, daß deutsche Landschaften, die unmittelbar aneinanderstoßen, in der Physiognomie ihres Volks- und Vaterlandsbegriffes so grundlegend voneinander abweichen wie Elsaß-Lothringen auf der einen und die Pfalz und das Saargebiet auf der anderen Seite. Um so lehrreicher und

seine eigenen Vorstellungen von Volkstum und Heimatbewußtsein in ein um so schärferes Licht stellend, ist für den Auslandsdeutschen heute der Besuch solcher Gegenden, wo der Kampf um die Erhaltung von den ihm geläufigen Formen stark abweicht.

Ich gelangte im Laufe einer Fahrt durch die bairische Pfalz und durch das von Preußen losgetrennte Saargebiet zu dem psychologisch wohl sehr wesentlichen Eindruck, daß in diesen von den Franzosen bis zum Jahre 1935 usurpierten Ländern die Vertiefung des aus der wunderbaren, wald- und weinreichen Gegend leicht erklärlichen Heimatgefühles nicht eine Verengung, sondern gerade eine Erweiterung und Verstärkung des Heimatbewußtseins im großen, also des Vaterlandsgefühles im organischsten Sinne bewirkt habe. Dagegen zeigen gerade die gegenwärtigen Ereignisse im Elsaß, daß dort wohl ein starkes landschaftlich und stammlich verfestetes Bewußtsein herrscht, daß also der Elsässer heute mehr als je sich zu seiner Muttersprache bekennt. Er hat aber jenes Heimatbewußtsein im weiteren und größeren Sinne verloren, das im letzten Jahrzehnt den Saarländer und Pfälzer so herrlich auszeichnete. Der „autonomistische“ Elsässer kennt dieses im innersten bindende und verpflichtende Zusammengehörigkeitsgefühl nicht, das die Werte der engeren Heimat sich am organischsten in der Auswirkung für das größere Vaterland vorstellen muß. Er kennt dieses Gefühl als ein organisches nach der großen deutschen Mutternation hin nicht, und wie soll er es aus den Tiefen seines deutschen Volksgemütes ehrlicherweise jemals Frankreich gegenüber gewinnen?

Doch ist hier nicht die Absicht, in das elsässische Problem einzudringen. Es sollte dem auslandsdeutschen Vorstellungsvermögen bloß durch die Gegenüberstellung von Saar und Elsaß ein Begriff der hier seelisch grundlegenden Faktoren vermittelt werden. Soviel steht heute — natürlich auch für die Franzosen — fest, daß der Abzug der Besatzungstruppen aus der Pfalz (1935; vielleicht auch früher?) von der gesamten Bevölkerung mit Jubel gefeiert sein wird und daß der Versuch einer Separatistenbewegung ein großer Schlag für das Prestige Frankreichs war. (Fälle wie der in der Stadt Birmasens, wo 50 Separatisten von der Bevölkerung im Stadthause verbrannt und gehängt wurden, zeigen in krasser Deutlichkeit die Grundrichtung des rheinischen Volksgemütes!). Ebenso klar ist es, daß die für 1935 angeetzte Volksabstimmung über die weitere staatliche Zugehörigkeit des Saargebietes einen hundertprozentigen Sieg Deutschlands bedeuten wird.

Ein Vergleich der beiden im Jahre 1935 gleicherweise zu befreienden, jedoch unter ganz verschiedenen Voraussetzungen der Verwaltung lebenden Gebietsteile bietet volkspolitisch auch höchstes Interesse. Die Pfalz ist besetztes Gebiet, d. h. die Verwaltung, die Justiz, der Zoll usw. sind in deutschen Händen, „nur“ eine französische Besatzung liegt noch im Lande. Vor einigen Jahren spürte man den Druck dieser Besatzung noch in allen Seilen des öffentlichen und privaten Lebens. Es war durch Beschneidung der persönlichen Freiheit (Requirierung, Ausweisungen, Untersuchungen, scharfe Kontrolle der Legitimationen, sonstige Schikanierungen), durch politische Aktionen (Separatistenbewegung, Maßregelung

der Behörden usw.) ein Zustand geschaffen, wie ihn die Saar als „Schutzgebiet“ Frankreichs nie erlebt und wie er folgerichtig zu schärfstem inneren Widerspruch gegen Frankreich in allen Bevölkerungsklassen ohne Unterschied führen mußte. Heute sieht schon friedlicher aus. Größere politische Entwicklungen haben dazu geführt, daß die französischen Truppen sich mehr nur im „friedensmäßigen“ Garnisonsdienst bewegen und daß Ausschreitungen gegen die Zivilbevölkerung zu den Seltenheiten gehören. Man hat sich an den Anblick „gewöhnt“ und das heranwachsende Geschlecht kann sich den Zustand schon gar nicht mehr anders vorstellen, haben sie's doch nie anders erlebt. Es wird aber doch mit einem gewissen Instinkt empfunden, daß die Waffengewalt überholt wurde durch die innere Kraft eines geschlossenen Volkstums, deshalb „bedeuten“ diese französischen Waffen nicht mehr eine Gefahr im Sinne der ersten Besatzungsjahre, sie sind — etwas nachlässig gesprochen — noch ein Schönheitsfehler im wunderbaren Bilde Westdeutschlands.

Im Gegensatz hiezu ist durch das „Saarstatut“ von 1919 die gesamte Regierung des Saargebietes bis zum Jahre 1935 Deutschland entwunden und einer vom Völkerbund ernannten fünggliedrigen Kommission übergeben worden; der Reichtum des Landes, der in den Kohlenruben liegt, ist als unbeschränktes Eigentum Frankreich übergeben worden. Während also hier die kleinlichen Schikanen und politischen Intriguen großen Stils, die das Rheinland erdulden mußte, wegfielen, ist eine politische und wirtschaftliche Knebelung und Abschnürung eingetreten, die eine noch tiefergehende Entfremdung vom Mutterlande bezweckte als in den besetzten Provinzen. Hier ist es kein Besatzungsheer, das mit raschen Machtmitteln an einem Staatsstreich verbrecherischer Vaterlandsverräter mithilft, hier sollte ein langsames, aber um so sichereres Abergleiten in die innere und äußere Abhängigkeit von Frankreich bewirkt werden. Zwei Drittel der 700.000 Seelen zählenden Bevölkerung des Saargebietes gehört der arbeitenden Klasse der Berg- und Hüttenleute an. Trotzdem ist eine einheitliche nationale Abwehrfront sämtlicher Klassen erreicht worden — der Druck hat im Saargebiet eine erstaunliche Kraft des Gegendrucks bewirkt. Fester als je steht das Land zum Reich! Außerlich genommen, reist man nach Saarbrücken wie in ein fremdes Staatsgebiet: An der Grenze zwischen Deutschland und „Saar“ französische Zolluntersuchung und Paßkontrolle durch den saarländischen Landjäger, im Land die französische Währung und Einführung französischer Waren, aber in den Schulen und Vereinen, in den Herzen vor allem all der Menschen ein Deutschland, tief erlebt und klar erfasst, wie es ein völkisch unbewußtes Leben im binnendeutschen Zentrum nie erzeugen könnte. So hat Frankreich — dies ist ein überzeugender Gesamteindruck — durch die verschiedenen Methoden seiner An- und Eingleichungspolitik im Saargebiet und in der Pfalz das Gegenteil dessen erreicht, was es wollte: Es hat gegen Westen einen starken Schutzwall großdeutscher Gesinnung mit der Verankerung eines durch Leid und Not doppelt festen Heimatgefühls aufzuführen geholfen. Wenn es so weiter geht, könnten die Wellen solcher Entwicklung selbst im Elsaß weitere Kreise ziehen!



Das Wesen von Prag

von Eduard Feifner

Sobald die Eisenbahn das böhmische Elbtal verläßt, man kann's nicht anders sagen: eine andere Welt tritt in Erscheinung. Schon ist man durchaus an die merkwürdige Eintönigkeit der slawischen Ebenen Osteuropas erinnert, man hat das Gefühl, als rege sich hier kaum etwas, trotz bekannten und sichtlichen Fleißes der Bevölkerung. Flach und breit lagern die Ortschaften mit ihren niedrigen, sehr einfachen, oft mit Stroh überdeckten Häusern, nur äußerst selten von einem überragenden Turm belebt, — gewiß ein wesentlicher Gegensatz zu dem noch vor weniger Zeit geschauten deutsch-böhmischen Gebiet. Nüchternes Gelände, keinerlei Wald, unübersehbare Ackerflächen, die freilich an sich als ein Schmuck gelten können. Die einzige Abwechslung im Landschaftsbilde bieten lediglich die jetzt ziemlich zahlreich auftretenden Hopfengärten, die augenblicklich in voller Entfaltung stehen und mit ihrer eigentümlichen Anlage einen recht überraschenden Reiz hervorrufen. Nicht an Stangen klettert hier das eifrige Rankengewächs empor, sondern an Bindfäden, die von einem die ganze Anlage in gehöriger Höhe überspannenden und natürlich sehr weitmaschigen Netz, das von entsprechenden Stangen getragen wird, herabhängen. Dadurch bekommt solch ein gleichsam hängender Hopfengarten ein ungemein phantastisches Aussehen, das den Vorüberkommenden schier märchenhaft anmutet. Gewissermaßen Hand in Hand damit geht der allgemein auf den namentlich ländlichen Bahnhöfen anzutreffende Blumenschmuck, mit welchem insbesondere deren Vorhallen, die hier üblich sind, mannigfach und oft ausgiebig versehen sind, was bisweilen gewiß einen sehr traulich grüßenden Eindruck macht, aber in Wirklichkeit nichts weiter als eine für uns schmerzliche Erinnerung an alte, hierzulande nun fremd geheißene österreichische Zeiten ist.

Aber Prag selbst hütet sich zunächst, irgendwelche Anmut dem nahenden Bahnzug entgegenzubringen. So gut wie nichts ist von dem berühmten Stadtbild zu gewahren, das man schon von weiter Ferne zu erleben gehofft hat. Erst wenn der Zug die hier recht breit gehaltene Moldau überquert, entbietet uns der majestätische Gradschin von seiner thronenden Höhe herab den feierlichsten Willkommengruß. Ich kenne kein zweites Großstadtbild in Mitteleuropa, das dem Prager an die Seite zu stellen wäre. Wohl kommen Budapest und Würzburg einem beiläufig in den Sinn, tatsächlich aber haben diese drei Städte nur ganz dürftige Züge gemeinsam. Jedoch noch einmal heißt es untertauchen in graue Unschönheit und wirres Häusergestein und selbst der Bahnhof, der jetzt zu Ehren des vormals von den Tschechen allgemein umschwärmten Volkshauptes Masaryk dessen Namen trägt, befreit uns nicht daraus. Enttäuschung ferner, wenn man die nächstliegenden Straßen betritt. Sie machen den Eindruck des unbeherrschten Getriebes, ja der ungeordneten Wirtschaft. Dazu drängt eine sonderbare Dunstluft, anscheinend durch den allgemeinen Verbrauch der landesüblichen Braunkohle verursacht, unangenehm vom Himmel

herab. Die Trambahnen fahren befremdenderweise links und werden ebenso befremdlich sehr oft von zivilgekleideten Schaffnern bedient. Ihren Wagen mangelt es an der nötigsten Form- und Schönheitswirkung. Leicht neigt man deshalb fürs erste zu der Folgerung, Prags Straßenbahn repräsentiere womöglich den Geist der Stadt.

Indes wird es dem Fremden bald offenbar, daß Böhmens Hauptstadt zweierlei Leben führt. Kraß unterscheidet sich das geschichtliche von dem modernen Prag. Oft vermeinen wir den härtesten Kampf der Gegensätze zu gewahren. Schon das erste Bild, das man zu sehen bekommt, wenn man sich aus den ersten wirrbelebten Straßen herausgefunden hat, ist typisch. Der alte architektonisch wundervoll gegliederte gotische Pulverturm in unmittelbarer Nachbarschaft mit dem charakterlos sich breitmachenden sogenannten Repräsentationshaus in ungefühlten neuen Renaissanceformen. Ein höchst bedauernswerter Mißklang, der seinesgleichen nicht sobald findet und schließlich auch in Prag, trotz genügender Vergehen allenthalben, nicht mehr in dieser Stärke vorkommt. Unerfreulich ist ferner — übrigens wie anderwärts und namentlich bei uns in Deutschland auch, — dank des künstlerischen Mangels der letzten Jahrzehnte, so manches alte Straßenbild geworden, z. B. der Graben und der so gern gerühmte Wenzelplatz. Ungeschmack auf Schritt und Tritt, neben feinflüssig gegliederten Barockfassaden unausstehliche Prozenbauten der jüngeren Vergangenheit. Stillere Straßen der Altstadt weisen dagegen sehr viel weniger Entgleisungen auf, ja bisweilen kann man sogar von einer vornehmen Zurückhaltung der neueren den alten Bauten gegenüber sprechen. Leider zeigt sich die Gegenwart Prags kaum der letztverfloffenen Zeit überlegen. Zumal der straßenähnliche Wenzelplatz verlor gerade neuerdings ganz erheblich. Gebaut wurde hier in der Nachkriegszeit erstaunlich viel. Großbau an Großbau ausschließlich zu Geschäftszwecken entstand, aber gar zu befremdende Formgedanken kamen zutage. Alles ist ungeschlacht, gleichsam von lärmender Wirkung, namentlich in den oberen Gebäudeteilen. Neuzeitliche Bauformen sind es allerdings, aber von einer Besinnung zur Einfügbarkeit und Abgewogenheit in der Gliederung, wie sie etwa in Deutschland im großen und ganzen jetzt durchaus und gottlob wieder festzustellen ist, ist in Prag nichts oder doch nur wenig wahrzunehmen. Man hat das Gefühl, als seien die Prager im Namen des gesamten Tschechenvolkes nun mit allem Aufwand bestrebt, die Jahrhunderte ihrer völkischen Unfreiheit um jeden Preis und in jeder Beziehung zu verwischen, zu übertönen, ja zu überdröhnen.

In der Tat fallen mehr als diese Gegensätze dem Fremden und namentlich dem Deutschen in Prag ins Auge. Einerseits sind es höchst schmerzlich-abschreckende, anderenteils allerdings ungemein unser Herz in Anspruch nehmende Erscheinungen. Zu jenen gehört in erster Linie die rücksichtslose Verbannung alles Deutschen aus der sichtbaren Öffentlichkeit. Kein deutsches Wort ist in der ganzen großen Stadt aufzufinden, kein Geschäft darf es wagen, seine Waren oder Betätigung auch etwa irgendwie in deutscher Sprache anzukünden. Jede andere Sprache sonst ist hierfür zulässig, aber die deutsche bleibt gemeindegesetzlich beharrlich verpönt. Man

vergleiche, daß in Deutschland ein entsprechendes Gesetz nicht besteht und nie bestanden hat! Auch im alten wie im neuen Österreich war und ist dergleichen unbekannt. Und das in einer Stadt, die, abgesehen davon, daß sie ihre kulturische Bedeutung hauptsächlich ihrer deutschen Geschichte verdankt, die ehrgeizigsten Anstrengungen macht, weltmäßige Bedeutung zu erlangen. Allerdings die Verkehrsbehörden sind mittlerweile immerhin zu der Einsicht gekommen, daß es nützlich sei, ihren Beamtschaften einige Kenntnis des Deutschen anzuempfehlen. Folglich erhält man auch in Bedarfsfällen, z. B. von den Schulzeuten, zumeist recht bereitwillig und durchaus hinreichende Auskunft in deutscher Sprache und auch an den Bahn- und Postschaltern kommt man mit ihr notdürftig aus. Vor allem wird man in Geschäften gern und mit außerordentlicher Höflichkeit deutsch bedient. Vielleicht spielt hier der Umstand mit, daß das Handelspersonal noch immer einen vermutlich unverhältnismäßig starken deutschen Bestandteil aufweist. Allein ich vermochte mich im großen und ganzen eines gewissen Mißtrauens nicht zu erwehren und mir schien, als ob in tschechischen Fällen lediglich der Ausländer seiner willkommenen Vermittel wegen umwörben würde. Im übrigen hört man auch in den Straßen, insbesondere auf der sogenannten Kleinseite, unerwartet viel deutsch sprechen, so daß einem der deutsche Anteil an der Bevölkerung Prags erheblich stärker scheint, als er statistischen Angaben gemäß ist, denn diesen nach kommen nur etwa 4 vom Hundert dem Deutschtum zugute. Eine bange Frage steigt bei alledem nur zu berechtigt in uns auf: Wie werden die Verhältnisse liegen, wenn die nächsten Generationen in der Stadt maßgebend geworden sind? Heute lebt noch zur Genüge die einstige Einwirkung Österreichs, dank der es auch der unersöhnlichste Tscheche für geboten erachtete, sich einigen deutschen Sprachvorrat anzueignen. Nunmehr aber wächst die Jugend der breiteren Volksschichten ohne die einfachste Kenntnis der mitteleuropäischen Hauptsprache heran. Was wird folglich in einigen Jahren sein, wenn man schon heute fast von keinem jüngeren Tschechen verstanden wird, geschweige denn Antwort erhalten kann?

Aber wenn Menschen verstummen oder unverständlich werden, so reden Steine zu uns in Prag. Wessen sich die heutigen unerbittlichen Herren der altersgrauen Stadt rühmen: ein goldenes Prag zu besitzen, — es ist in Wahrheit ein deutsches Geschenk! Auf Schritt und Tritt dieses Zeugnis, jeder Stein, jedes Haus, jedes Jahrhundert von gleicher Bedeutung! Es darf nicht geleugnet werden, daß auch das Tschechenvolk seine Bausteine hierzu geliefert hat, daß ferner auch Vertreter anderer Nationen sich in Prag rühmlich betätigt haben. Aber das ausschlaggebende Gepräge und den außerordentlichen Wert hat deutsche Kunst und Kultur dem Stadtbild verliehen. Der Gradschin, wie er heute in seiner einzigen Erhabenheit den Freund hoher Schaffensgüter begeistert, würde niemals entstanden sein, wenn nicht deutsche Hingabe, Sattkraft und Kunstfähigkeit in allen entscheidenden Zeiten zur Stelle gewesen wären. Das mächtige Schloß in seiner außerordentlichen Gemessenheit und Schönheit ist im wesentlichen das Werk deutscher Herrscher und der mit ihm eine wundersame Einheit bildende Weitsdom ist — wie Prag über-

haupt — nicht im mindesten ein Ausdruck der slawischen Seele. Gotische Türme erwachsen niemals aus slawischem Geist, vergeblich fahndet man darnach etwa in Osteuropa, wo man zwar überschwengliche Kleintürmigkeit, niemals jedoch das inbrünstige Ungestüm alter Gotik kennt. Eine Fahrt durch das turmlose Böhmerland bestätigt uns nur zu deutlich die vollkommene Gleichartigkeit der Tschechen mit den übrigen Slawenstämmen: Nüchternheit, Fahrlässigkeit, Willkür — dergleichen Naturanlagen sind im Grunde jedes selbständigen Kulturdranges bar, allenfalls vermögen sie in schwermütiger Sehnsucht von großen Dingen zu träumen. Von dieser Einordnung darf das Tschechenvolk nicht im geringsten Verschonung beanspruchen. Auch heute nicht, wo es sich von seinen slawischen Brüdern in kultureller Hinsicht immerhin vorteilhaft unterscheidet. Es unterscheidet sich aber doch nur dank des besonderen Umstandes, daß es seit je inmitten germanischer Art seine Geschichte hatte und mithin im einzig dastehenden Maße nicht nur den unmittelbaren Einfluß, sondern auch die volle kulturelle Treue der Nachbarn genoß.

In Prag werden derartige Gedankengänge unwillkürlich in uns wach. Denn es ist für einen Deutschen ganz gewiß nicht belanglos, Sat um Sat des eigenen Volkes ohne Dank und Anerkennung in fremdem Besitz zu wissen. Freilich sind die Prager nunmehr verschiedentlich bemüht, selbst Steine tunlichst zum Schweigen zu bringen. Namentlich wird eifrig jeder Erinnerung an die nun bestgehabtesten Habsburger im Stadtbilde zuleibe gegangen. Es verschwand unmittelbar im Freiheitsrausch das Reiterdenkmal des guten Kaisers Franz von seinem öffentlichen Platz, der dazu gehörige neugotische Baldachinbau nebst Brunnenwerk schmücken indes noch weiter das schöne Moldauufer. Hingegen verschwand völlig das Standbild des volkstümlichen Feldmarschalls Radetzky, das ehemals den Kleinfeldherrn Ring belebte, — kein Pardon ward dem in österreichischen Diensten zu Ruhm gelangten Sohn der böhmischen Erde gegeben. Das gleiche Schicksal erfuhr die allerdings am wenigsten in den heutigen Staat passende Mariensäule am Altstädter Ring, ward sie doch einst zum Gedächtnis an den Sieg der Habsburger am Weißen Berge im Jahre 1620 errichtet, der die langwierige staatliche Unselbständigkeit des Tschechenvolkes im Gefolge hatte. Unweit davon erhebt sich dafür jetzt das überschwenglich redende Denkmal des nationalen Glaubenshelden Johannes Huz. Auffallend breitmassig lagert das Erzwerk mit seinen leidenschaftlich erzählenden Figuren inmitten der denkwürdigen Umgebung, geisterhaft ragt die fanatisch-hagere Gestalt des Märtyrers von Konstanz auf, dessen heldische Ruhe ungemein zwingend die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Der Name des Rudolphinums soll ebenfalls getilgt werden. Das schöne Museumsgebäude wurde vielleicht nur aus diesem Grunde zu Parlamentszwecken bestimmt. Nun kann man in Prag vorläufig nur sehr geringe Teile der vorhandenen reichen Gemäldesammlung sehen, — freilich besteht diese größtenteils aus Meistern, die infolge ihrer jetzt unerwünschten Herkunft nichts zum tschechischen Ruhm beizutragen vermögen. Aber einige wichtige Werke, namentlich der berühmten alten Prager Malkschule — bekanntlich der ältesten Altdeutschlands — aus der glänzenden Zeit Kaiser Karls IV., — des Begründers

der ersten deutschen Universität: derjenigen von Prag! — sind immerhin für die Besichtigung zugänglich. Das reizende Belvedere des ebenfalls kunstbegeisterten Königs Ferdinand I. von Habsburg wird lediglich als Lustschloß der Königin Anna bezeichnet, ohne zu verraten, daß sie es von jenem, ihrem Gatten geschenkt bekam. Es liegt zutage: auf Schritt und Tritt wird gekliffentlich die Wahrheit übertüncht.

Will man bildende Kunst in größerem Zusammenhange im jetzigen Prag sehen, so muß man seine Schritte nach dem berühmten Prämonstratenserstift Strahow lenken. Dieses Kloster enthält eine zwar wenig günstig geordnete, doch ziemlich wertvolle Gemäldegalerie alter Meister. Albrecht Dürers wundervoll erzählendes „Rosenkrantzfest“ mit dem Bildnis Kaiser Maximilians ist das Glanzstück der Sammlung. Der jüngere Holbein, der ältere Kranach und manche spätere Meister aller Nationen sind mit guten Tafeln vertreten. Allerdings ist diese Klostergalerie für Frauen nicht zugänglich. Hingegen wird allgemeiner Zutritt gewährt in die im gleichen Gebäude behelfsmäßig, bis ein Ersatz für das geräumte Rudolphinum geschaffen worden ist, untergebrachte Abteilung des 19. Jahrhunderts der staatlichen Gemäldesammlung. Auch hier keine übersichtliche Ordnung und auch hier herrschen die Deutschen vor, obwohl sie nicht einmal vollzählig gezeigt werden.

Das gewaltige Hufdenkmal ist für den heutigen künstlerischen Geschmack der Tschechen sehr bezeichnend. Mit ähnlich entfesselter Kraft wird jetzt alles in der Stadt und im Lande unternommen. Aberaus viel bauliche Erneuerungen sind im Gange, ein vollkommen neues Prag soll offenbar entstehen. Der Veitsdom wird im Inneren dermaßen gründlich renoviert, daß er auf Jahre hinaus für jeden Gottesdienst gesperrt und für Besucher nur teilweise zugänglich ist. Das Hradschiner Schloß erfährt oder erfuhr zum Teil bereits eine gleiche Veränderung. Aber es muß hervorgehoben werden, daß das jetzige einheitliche, feierliche Weiß die beiden Prachtsäle, den Spanischen und den Deutschen, mit entschiedenem Vorteil kleidet. Im Ladislauischen Saal will man alte, unter dicker Mörtelschicht entdeckte Wandmalereien zutage fördern. Angeblich sollen die schweren Sünden früherer Machthaber auch hier getilgt werden. Mit den verschiedenen Adelschlössern, insofern sie für behördliche Zwecke beschlagnahmt worden sind, wird zumeist ebenfalls sehr gründlich umgegangen. Zudem wird in der Altstadt unglaublich viel gebaut. Es leuchtet ein, daß der junge Staat zur Unterbringung seiner vielen, vielleicht allzuvielen neuen Behörden Sorge tragen muß. Und Bauen ist schließlich niemals vom Abel, vorausgesetzt freilich, daß keine Mißgriffe begangen werden. Noch ist indes nicht vor- auszusehen, welches Bild dem nördlichen Teil der alten Stadt künftig zu eigen sein wird.

Im allgemeinen wird jedoch lobenswerterweise das alte Stadtbild möglichst geschont. Man weiß immerhin die in verfloffenen Jahrhunderten geschaffenen Werte und Schönheiten zu schätzen. Noch sind davon die alten Gassen, Winkel und Plätze erfüllt. Allenenthalben die reizendsten Partien und Gruppen fröhlich geschmückter und begiebelter Häuser, sehr oft mit einer eigentümlich bewegten Architektur bedacht. Zahlreiche Palais und Paläste allerorten, hauptsächlich auf der

fogenannten Kleinseite unterhalb des Schloßberges. Desgleichen stößt man ohne Unterlaß auf ein Gotteshaus, das seine besondere und nicht immer mäßige Geschichte zu erzählen hat. Prag wird als die Stadt der hundert Türme gerühmt. Merkwürdig, man bringt diese Zahl nicht zusammen. Jedenfalls ist es auffällig, daß sehr viele Kirchen überhaupt keine, andere nur wenig das Dächermeer überragende Türme haben; aber die wenigen hochragenden Türme bekunden eine recht sonderbare Lebendigkeit, indem ihre Bekrönung zumeist eine überaus phantastische Gestaltung aufweist. Die Türme der Teynkirche sind hierfür charakteristisch. Wie nirgends in deutschen Landen jubeln ihre mit je einem Bündel kleiner Türmchen umsetzten Helme gen Himmel. Vielfach in Prag, in Böhmen, ja selbst in Polen die gleiche Turmart, — gewiß etwas Verwandtes mit dem spielerischen Türmchensystem im russischen Osteuropa. Also unverkennbar eine slawische Geschmackserrscheinung. Aber ist diese Sonderbarkeit auch notwendig eine slawische Meisterleistung? Mitnichten: es ist bekannt, daß der deutsche Baumeister Peter Parler von Schwäbisch-Gmünd — den Prager Dombau hat er ebenfalls geleitet — die merkwürdigen Türme der Teynkirche und diese selbst errichtet hat. Aber auch nach schwäbischen Mustern suchen wir vergeblich. Es ist vielmehr die Tatsache der geschmacklichen Ungleichung wirksam gewesen, die mehr als glaubhaft sich geltend zu machen versteht, wenn fremde Kräfte in den Dienst eines eigentümlichen Volkes treten. Deutschen Künstlern ist vor allem diese rücksichtsvolle Unterordnung nachzurühmen. Sie wurden keineswegs kleiner. Im Gegenteil, neue Lesarten des Stils brachten sie zutage, die durchaus als Bereicherung der Kunst anzusprechen sind.

Ubrigens fällt im Prager Bautum die ungewöhnliche Bewegtheit der oberen Partien der Fassaden allgemein auf. Hier läßt sich eine Aberein Stimmung mit der oben erwähnten modernen Gepflogenheit erkennen. Aber auch die Portale sind von gleicher Eigenart. Breit und wuchtig ihr Schmuck, wie das Volk stiernackig ist, scheint es, als enthalte schon die Einladung den warnenden Sinn: durchaus willkommen, aber nimm dich in acht, du bist im Lande der Fensterstürzler! Die überschwenglichen Zierformen Prags sind entschieden ein Ausdruck slawischer Leidenschaftlichkeit und Willkür: Verlockung und Repräsentation für alle Fälle und immer auf Kosten unterworfenener Volksschichten, im Innern aber um so ärmerer Wohngehalt und Lebenswert. Selbst der stärkste Künstler wird hiergegen zumeist vergeblich ankämpfen, widerspruchslös muß er sich den gewaltsamen Verhältnissen fügen und tun, was seines Amtes ist. Aber er geht nicht unter, sein eigentliches Schöpferium setzt sich dennoch durch: in der Beschränkung zeigt sich der Meister! Allerdings zeitigt es ein Werk, das oft sehr sonderbar anmutet und in unserem Falle Prag heißt. Aber trotz aller Eigentümlichkeit und auch Fremdheit ist Prag in seinem Wesen und Kern doch auch unverkennbar deutsch. Dies bezeugt nicht minder der leidenschaftliche Kampf, den hier die beiden heimatberechtigten Volkheiten seit fast anderhalb Jahrtausenden ausfechten. Der Sieg ist noch keineswegs entschieden oder vorauszusehen. Mir will natürlich scheinen, als könne, trotz des gegenwärtigen Übergewichts des schon frohlockenden Tschechenvolkes, von einem

endgültigen Sieg der einen oder der anderen Seite auf Prager, bzw. böhmischem Boden überhaupt niemals die Rede sein, es sei denn von dem Sieg der Vernunft! Ein solcher Sieg dürfte allerdings ungleich segensvoller für das ganze böhmische Land werden, als die bisherige schmachvolle Art, den zufälligen Vorteil mit aller Bosheit auszunützen. Böhmen ist kein einsprachiges Land, es liegt inmitten des deutschen Gebietes, das naturgemäß auf die Dauer kein lähmendes Gebaren in seinem Leibe vertragen kann. Entweder bezeiten eintrachtwillige Besonnenheit, oder es kommt einst die erbarmungsloseste Auseinanderetzung!

Vernunft ist möglich. Man blicke auf die Schweiz! Indes gelegentlich will sie sich auch im heutigen Prag bemerkbar machen. Zwar nicht am baulich dröhnenden Wenzelplatz und nicht im Gesetzbuch der Machthaber, doch aber, wie schon gesagt, im Verkehr. Man ist höflich, man spricht tunlichst deutsch. Gibt es irgendwo in Schlössern oder Museen Führungen, so werden auch hinlänglich deutsche Erklärungen geboten. Man ist übrigens erstaunt, mit welcher Rundigkeit der in der Regel doch nur subalterne Führer die Gegenstände behandelt. Keineswegs irgendwelche leer-geleiterten Sprüchlein, wie man sie in Deutschland leider allenthalben hinzunehmen hat, bekommt man in Prag zu hören. Dazu ist eine gefällige Zurückhaltung dem kleinen böhmischen Fremdenführer durchaus nachzurühmen. — Es kommt ferner oft vor, daß man irgenwo in der Stadt, steht man bewundernd vor einem Bauwerk, von einem fremden Menschen ohne Umschweife deutsch angesprochen wird, der zunächst auf den Gegenstand unserer Betrachtung und dann bereitwilligst auf unsere unwillkürlich geäußerten Fragen eingeht. Ein Vereinsabzeichen trägt schier jeder Prager am Rockausschlag. Ich besehe mir das meines ungemieteten Ciceronen. Er ist sofort mit der Erklärung da: „Das ist ein Sokolzeichen. Wir Sokole haben es uns zur Aufgabe gemacht, Fremden möglichst beizustehen. Fürchten Sie nicht, daß wir dies etwa gewerbsmäßig tun.“ Er geht unaufgefordert und ohne eigentlich lästig zu wirken, noch eine kurze Strecke mit, dies und jenes erläuternd, und verabschiedet sich dann höflich. Dieses slawische Sokolwesen ist ein Kapitel für sich. Den Falken (Sokol) hat es sich zum Symbol erkoren und den Turnsport zur Steigerung der Zucht und Kräfte. Es ist der seit je im stillen gärende Faschismus Böhmens. Eines Tags kann er aufbrechen. Wehe unseren deutschen Brüdern dann des Landes, die ohnehin schon unter dem Druck des unduldsamen Staatsvolkes zu seufzen haben! Man denke an Südtirol! Vorläufig freilich begnügen sich die unverföhnlichen Deutschenhasser mit der „harmlosen“ Besucherwerbung für ihren Staat, aber sie wissen geschickt — also gar nicht so harmlos — nur das hervorzuheben, was diesem zuträglich sein könnte. Man darf füglich beileibe nicht erwarten, daß sie uns etwa ein deutsches Gasthaus oder eine deutsche Vergnügungsstätte empfehlen und in der Regel berichten sie am liebsten von den blutigen Leiden ihres Volkes, die ihm in früheren Jahrhunderten vermeintlich lediglich von den Habsburgern zugefügt worden seien. Wer indes in der Geschichte Bescheid weiß, wird sich erinnern, daß es einst leider in der ganzen Welt und selbst zwischen Brüdern nicht vornehmer gehandhabt wurde, als daß bei jedem geringfügigen

Unlaß Köpfe rollen mußten. Und was haben die Hussiten zuwege gebracht? Und in unserer Zeit der 4. März des Jahres 1919 zu Raaden, Sternberg, Karlsbad und anderen deutschen Orten des Tschechenstaates? Vermutet man einheimische Deutsche vor sich zu haben, so unterläßt man freilich das Mitleidswerben, aber der als uneingeweiht geltende Deutsche aus dem Reich wird gern gefördert und fällt gar nicht selten prompt darauf hinein.

Nach solchen tagtäglich mannigfaltigen Erlebnissen zwiespältiger Natur in Prag tut natürlich ein Aufenthalt nachmittags oder abends im gastlichen Garten oder in den freundlichen Barockräumen des „Deutschen Hauses“, das keine Aufschrift kenntlich macht, außerordentlich wohl. Wie eine Oase empfindet der Deutsche diese Stätte inmitten des wüstengleichen Geschwirres fremder Zungen. Mit gleichem Gefühl wohnt man etwa einer Aufführung im schönen rokokoprunkenen „Neuen deutschen Theater“ bei, wo erfreulich gute Provinzleistungen (Oper und Schauspiel) geboten werden. Das reizende alte „Kleine deutsche Theater“, berühmt durch Mozart und die Uraufführung seines „Don Giovanni“, haben die neuen Gebieter leider ausschließlich für sich in Gebrauch genommen. Doch im großen und ganzen waren es durchaus bereichernde Tage, die uns die Gradschin-Stadt erleben ließ. Eine Abendstimmung an den Ufern der seltsam spiegelruhigen Moldau bleibt unvergeßlich. Unvergeßlich soll auch bleiben die ewig mahnende Tat alter deutscher Treue: das goldene Prag!

—♦—
BCU Cluj / Central University Library Cluj

Das falsche Dänentum Nordschleswigs*

von Kurt v. Strantz-Berlin

Selbst der nationale Sübinger Historiker Wehl in seiner vorzüglichen Zeitgeschichte von der Reichsgründung an bis zum Weltkrieg** nimmt Nordschleswig als dänisches Volksgebiet an, wenn auch mehr jütisches im Unterschiede zu den Inselndänen. Es erscheint mir daher dringend geboten, diese irriige Geschichtsklitterung unter dänischer Einwirkung endgültig zu zerstören und das deutsche Volkstum bis zur Königsau, auch im fast dänisch verbliebenen Amt Ribe nachzuweisen. Man kann sich bei dieser Geschichtsurkunde in sprachlicher und rassenhafter Hinsicht nicht wundern, daß auch die neudeutsche, preußische Unterrichtsverwaltung dem Dänentum noch Vorschub leistet, indem sie es durch übertriebenen, pazifistischen Minderheitenschutz noch besonders verhätschelt. Leider erfüllt das feindliche Aus-

* Anmerkung der Schriftleitung: Wir geben dem nachfolgenden Artikel auf eigene Verantwortung des Verfassers Raum.

** Stuttgart 1926 Kohlhammer. Mit Recht ein einziger Lobgesang auf des Kaisers und Kanzlers großartige Auslandspolitik im 1. Jahrzehnt des von beiden geschaffenen Reiches. Den Kulturkampf hält er mit gleichem Recht für einen Fehler, den der Liberalismus aus Parteigesinnung verschuldet hat.

land diese auferlegte Pflicht in keiner Weise gegenüber der rechtlichen und tatsächlichen Germania Irredenta, während wir den schlimmen Grenzfeind noch schirmen. Hoffnungslose, echt deutsche Abergerechtigkeit zum Schaden des eigenen Volkstums, deren vermeintliche Grundlage ich als falsch nunmehr erweisen werde.

Vielleicht läßt sich das amtliche Preußen dann endlich auch belehren, während das königliche ebenso irreführt wurde, was wir nicht vergessen wollen. Soeben haben selbst die dänischen Sozialdemokraten im Kopenhagener Reichstag mehrere Millionen Kronen zur Unterstützung des vermeintlichen Dänentums in Deutschland bewilligt, also amtlich die Heße gegen uns gefördert. Denn darin ist Dänemark nach dem Erfolge bei der Abtretung jetzt durchaus einig. Das ist der Dank für unsere Duldung völkerrechtswidriger Haltung des amtlichen und bürgerlichen Dänemark während des Krieges, deren Zeuge ich in Stadt und Land war. Auch Kopenhagen bildete gleich Bern und dem Haag einen Mittelpunkt deutscher Kriegsverräter und Fahnenflüchtiger, ohne daß unsere Gesandtschaften tatkräftig einschritten, wenn es überhaupt zu amtlicher Vermahnung in allzu schlimmen Fällen gekommen. Die Öffentlichkeit verletzte in Kopenhagen, aber auch auf dem Lande dauernd die Neutralität. Bei einem vergeblichen Durchbruchversuch im Sommer 1915 verbreitete die feindliche Lügenpropaganda die ungeheuerlichsten Siege des Raubverbandes. Die Gesandtschaft war ohne Nachricht, noch bemühte sie sich darum. Ich forderte sofortige Aufklärung und trat den Eiderdänen, wo ich konnte, scharf entgegen. Aber drei bange Tage blieb alles in der Schwebe. Natürlich war die deutsche Niederlage erlogen. Aber der Stachel blieb und amtlich geschah nichts diese Gemeinheiten durch schärfste Berichtigung anzuprangern. Das amtliche deutsche Reich duckte sich, obwohl die Dänen wußten, daß wir ihr Heer sogar mit unseren Landstürmern leicht überrennen konnten und tatsächlich durch die dänische Haltung beträchtliche Streitkräfte schon wegen der englischen Landungsgefahr in Esbjerg festgehalten wurden, die uns im Westen dauernd fehlten. Die Politik versagte und das überlastete Heer mußte diesen verhängnisvollen Mangel ausgleichen, was unsere Kriegsmacht zersplitterte, wie nachher die Besetzung der Ukraine aus angeblich wirtschaftlich-politischen Gründen, die unsere Front im Westen schwach hielt.

Rassenhaft ist die völkische Schichtung auf der jütischen Halbinsel bis zur Elbe ein völlig klare. Sie ist überhaupt nicht dänisch. Die alten Jüten waren Westgermanen, also Deutsche. Sie schlossen sich zu großem Teile leider der Wanderung der südlichen Angeln und Friesen in den Herzogtümern nach England an. Dadurch wurde Platz für die nachrückenden Inseldänen, ohne das jütische Volkstum völlig aufzusaugen. Es besteht noch heute, aber naturgemäß verdünnt. Daher ist die Mundart eine wesentlich andere und läßt die deutsche Sprachbildung und -laut erkennen. Die Dänen haben aber nie die Königsau überschritten. Ostschleswig blieb englisch, Westschleswig nordfriesisch. Die Dänen sind daher sehr unklug Schleswig Südjütland zu nennen. Denn damit gestehen sie selbst zu, daß das Festland überhaupt nicht rein dänisch ist.

Im 18. Jahrhundert herrschte trotz des Vorranges der französischen Sprache in der obersten Schicht ausschließlich deutsche Kultur. Kopenhagen sprach in den gebildeten Kreisen deutsch. Der deutsche Adel der Herzogtümer regierte das Land. Die beiden großen dänischen Minister Bernstorff, die übrigens gar nicht aus den Herzogtümern stammten, konnten überhaupt die Landessprache gar nicht reden. Dieser unnatürliche Zustand mußte eine Gegenbewegung hervorrufen, die national berechtigt war. Grundtvig mit seinen häuerlichen Volkshochschulen ist der Vater der Wiederaufrichtung des dänischen Volksbewußtseins. Sie sollten nicht bloße Bildung, sondern hauptsächlich Nationalgefühl und dänische Heldengeschichte vermitteln. Die politische Wirkung konnte nicht ausbleiben. Man wurde deutschfeindlich, haßte den deutschen Lehrmeister.

In den Befreiungskriegen hatte Dänemark auf französischer Seite gestanden, verlor mit Recht Norwegen. Aber diese Niederlage wurde Deutschland, nicht dem Verrat an den deutschen Herzogtümern und dem germanischen Gemeingefühl zugeschrieben. Der schlappe deutsche Bund und sein Vater, der Wiener Kongreß, der Schleswig bei Dänemark belassen, ohne es dem Bunde einzugliedern, was auch bei den Niederlanden geschichts- und rassenwidrig unterblieb, machten keinen erhebenden, achtunggebietenden Eindruck auf das erwachende Dänemark, sondern forderten zum Angriff heraus, denn das allgemeine deutsche Nationalbewußtsein ist stets schwach und würdelos, nicht erst in der jüngsten Gegenwart. Daher vergewaltigte seit den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts die nun mehr dänisch bewußte Regierung rücksichtslos und gesetzwidrig im Verordnungswege das Deutschtum Nordschleswigs, das um der Nachbarschaft willen am wenigsten widerstandsfähig war, obwohl kein geborener Däne dort hauste noch heute dort wohnt, von Beamten oder gelegentlich zugezogenen Kaufleuten abgesehen. Die bodenständige Bevölkerung ist rassistisch noch heute rein deutsch.

Zunächst war die deutsche Abwehr schwach. Der Bund half nicht, da ja Schleswig dänisch geblieben. In Holstein war man vorsichtiger. Erst allmählich wuchs die deutsche Empörung, um im Revolutionsjahr gleich zum politischen Abfall fortzuschreiten. Der Bund und besonders das ungerüstete Preußen versagten und in Nordschleswig hatte die Verdänung doch weite Kreise erfaßt, weil sie auch wirtschaftliche Vorteile brachte und der Niederdeutsche ist besonders materiell veranlagt. Der günstige, deutsche Rückschlag war zu kurz, um die Entdänung herbeizuführen. Die Unterdrückung unseres Volkstums setzte nach dem Mißlingen der Erhebung um so schärfer und gemeiner ein, so daß allmählich die Nordschleswiger mürbe wurden und wohl über 100.000 als falsche Dänen galten und sich selbst so fühlten.

Da kam 1864. Bismarck ließ sich in Unkenntnis der wirklichen nationalen Verhältnisse durch den äußeren Sprachfirnis und die dänischen Verdrehungen täuschen, da er unmöglich selbst die Sachlage nachprüfen konnte, und so verblieb gänzlich grundlos das Amt Ribe nebst den Inseln Fanö, Manö, Rielsand und Roresand beim Räuber seines Volkstums. Es ist noch heute rein friesisch, wenn

auch die Verkehrssprache dänisch ist, da ja auch bei uns leider das alte Friesische ausstirbt. Hierzu ein Beleg aus dem Kriege. Ich trat im Sommer 1915 bei meinen dänischen Freunden, die wilde Eiderdänen waren, obwohl sie zum Teil wie die Sesdreff erst frisch aus — Hamburg eingewandert waren, der fremden Lügenpropaganda an Ort und Stelle auf dem Lande entgegen und hielt nach dem üppigen Essen aufklärende Ansprachen, die mir die anders gesinnten lebenswürdigen Gastgeber nicht verübelten, sondern achtungsvoll anhörten, ohne ihren Deutschenhaß oder richtiger Furcht vor uns zu mindern. Aber sie hörten doch die Wahrheit, die das amtliche Deutschland feigerweise nicht wagte tatkräftig zu verbreiten. Neben mir saß bei einem solchen Abendmahle der Abgeordnete für Ribe, der Kommodore Blume, ein tapferer Seekämpfer von 1864. Ich erklärte zum Erstaunen der eiderdänischen Gäste, daß Dänemark froh sein könnte, wenn wir nicht jetzt nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker das Amt Ribe zurückforderten, während der Raubverband ihnen ganz offen mindestens Nordschleswig versprochen hatte. Die übelwollende Neutralität gab uns sicher ein Recht zu dieser Wiedergewinnung. Der Raubverband mußte sie geldlich entschädigen. Beim Widerspruch fragte ich den friesischen Abgeordneten, ob es wahr wäre, daß seine Heimat rein friesisch und die Friesen doch echte Deutsche wären. Als er zögerte, zog ich einen amtlichen Reiseführer hervor, der das friesische Gepräge und Abstammung der Bewohner des Amtes Ribe bestätigte. Verlegen mußte Blume diese Tatsache zugeben. Ich erklärte ahnungsvoll, Bethmann würde ja leider diese nationale Forderung nicht erheben, die ich überall auch in Dänemark verträte, was sichtlichen Eindruck machte. Denn Volksstolz wird überall anerkannt, nationale Würdelosigkeit aber verachtet.

Aber bei dem Verluste dieses friesischen Gebietes blieb es nicht und am weiteren auch politischen Abbröckeln sind das Reich und Preußen voll mitschuldig. Die kgl. preußische Unterrichtsverwaltung nahm die dänische Behauptung von der fremden Volkheit in Nordschleswig unbesehen an und ließ den dänischen Volksschulunterricht und noch schlimmer die dänische Predigt bestehen, ja baute beide aus. Prediger und Lehrer mußten erst mühsam schriftdänisch erlernen, obwohl die Bevölkerung gar nicht dieses sprach, sondern ein verdorbenes plattdänisch, eine jütisch-deutsche Mundart. Mit Leichtigkeit hätte eine ziel- und volksbewußte Regierung bei der Sprachähnlichkeit und Verwandtschaft diese entvölklichten Kreise schnell wieder eindeutschen können.

Die unverständige deutsche Sachlichkeit und noch bössere Abergerechtigkeit stellte die nationale Gefahr zurück, erkannte sie nicht und ließ den alten Schlendrian bestehen. Echt deutsch setzten sich gerade nichteinheimische Geistliche für die vermeintliche dänische Muttersprache ein und täuschten dadurch die harmlose Staatsleitung, die bureaukratisch, zu wenig volksbewußt und zu bequem war, der Sache auf den Grund zu gehen. Geschichte ist keine Stärke des Beamten, wie des Deutschen überhaupt, soweit es sich um die eigene handelt. Die dänische Geschichtsklitterung, die bewußt den Sachbestand entstellte, war diesen sonst so pflichtgetreuen

Beamten wohl eher bekannt. So schritt mit den reichen Mitteln des preußischen Staates die Verdänung weiter. Es ist Tatsache, daß die Söhne nach Alsen eingewanderter deutscher Bauern wütende Dänen und damit Volksverräter geworden sind. Aber der preußischen Regierung gingen trotzdem die Augen nicht auf. Sogar der Selbstschutz der bedrohten Bevölkerung, soweit er deutsch fühlte, konnte sie zur Prüfung und Besinnung nicht veranlassen.

Statt einfach die deutsche Muttersprache in Kirche und Schule rücksichtslos durchzuführen, setzte sie bloß bescheiden deutsche Siedler an, ohne daß die zahlenmäßige Höhe der Dänischgesinnten sich erheblich verminderte. So blieb der unerhörte Zustand der offenen Duldung eines unechten Dänentums deutschen Geblüts bestehen, bis es zu spät war. Aus deutschen Freisinnskreisen, die bei ihrer Weltbürgerlichkeit leicht irreführt wurden, wurde im Reich und im Lande sogar von deutscher politischer Seite, wie auch von christlicher, arglos die staatsfeindliche, volksverräterische dänische Bewegung aus harmloser Gerechtigkeitsliebe leider noch unterstützt, die den deutschen Schutzvereinen noch selbstmörderisch in den Rücken fielen. Der Dolchstoß ist anscheinend eine deutsche Eigentümllichkeit, wie die nationale Untreue, die unsere gesamte Geschichte leidvoll und ehrlos durchzieht.

Die zum Teil wirklich dem Blute nach dänischen Führer der fast aufrührerischen Partei, die ja offizielle Vertreter im Reichs- und Landtage hatte, verschworen sich ungescheut mit den Eiderdänen und der wenig korrekten dänischen Regierung. Die Aufhebung der Volksabstimmung nach dem Pariser Frieden schaffte keine Ruhe. Die Anerkennung der bisher staatenlosen Eindringlinge als deutsche Dänen, die man im Lande duldete, mehrte die Zahl der Staats- und Volksfeinde. Da brach der Krieg aus. Ich schilderte dem Oberpräsidenten v. Moltke, der doch ein Landeskind und als bisheriger Minister des Innern die Regierungsanschauung kannte, die völkische Sachlage, die er als richtig anerkannte. Es war zu spät und er, wie sein Bruder der Generalstabschef, waren keine Männer der rücksichtslosen Tat. So ging das Verderben seinen Lauf. Die dänische Verhegung griff über die Grenze. Die Urlauber wurden zur Fahnenflucht verleitet; in dem letzten Kriegsjahre entwichen die Gestellungspflichtigen nach Dänemark und wurden dort unterhalten. Unsere Gesandtschaft, wie das Auswärtige Amt griffen aus Angst vor dem bösen Nachbarn, der doch so ohnmächtig war, nicht ein, obwohl er uns so bewucherte und herrlich von uns, nicht vom Raubverbände, lebte.

Aber es ging noch weiter. London empfand peinlich das Ausbleiben der dänischen Butter, als endlich der verschärste Ubootkrieg wieder aufgenommen wurde. Da verlangte Graf Brockdorff zur Besänftigung der am Geldbeutel gar nicht geschädigten Dänen, die uns wucherisch teuer ihre Butter verkauften, daß ein bestimmter Betrag von Butter auf besonderen Schiffen von den Tauchbooten unter Geleit durchgelassen wurde. Aber das schmerzlichste an der Sache kommt noch. Die Dänen lieferten dieses Kontingent den Engländern zu billigerem Preise, als uns.

Aber schon vor dem Kriege war das Dänentum in großzügiger Weise kriegs-

hegerisch tätig und fuhr im französischen Kielwasser wildester Revanche. Die zielbewußten Franzosen setzten einen dänischen Journalisten in ihr Auswärtiges Amt. Dieser Herr v. Hessen, natürlich auch deutschen Blutes, war der Verbindungsmann beider Regierungen und mit der deutschen Dänenpartei. Es war glatter Landesverrat. Aber wir wollten großmütig nichts merken. Auch die dänische Bewegung war eine Einkreisung, die uns das starke Beobachungskorps an der Nordgrenze gerade bei Kriegsbeginn kostete, obwohl Dänemark nie einen Überfall gewagt hätte und unsere Schlachflotte allein doch die englische Landung hätte verhindern müssen, zumal Minen und Unterseeboote sie unterstützten. Diese französischen Fäden wirkten sich im Kriege aus. Da England den Durchbruch in die Ostsee nicht erzwingen konnte, war das dänische Gefühl für die ja doppelt stammverwandten Engländer merklich gering.

Frankreich hatte ihnen ganz Schleswig versprochen, aber Wilson dachte nicht daran. Da kam deutsche Schwäche ihnen zu Hilfe. Solz bot ihnen ungezwungen Nordschleswig. Aber leider ist er nicht der einzige Schuldige, denn bereits hatte Graf Brockdorff, sicherlich mit Zustimmung, wenn nicht auf Befehl Bethmanns 1915 das Gleiche getan. Freilich leugneten es beide ab. Aber ich habe den sicheren Beweis schon damals erhalten. Ein dänischer, deutschfreundlicher Gelehrter teilte mir in Kopenhagen mit, daß internierte Ubootsoffiziere dänischen Politikern für den Fall des Wohlverhaltens Nordschleswig als Dank Deutschlands in Aussicht gestellt hätten. Sie könnten kaum ohne höhere Ermächtigung gehandelt haben. Ich stellte den Gesandten, der solche leugnete, aber den Gedanken für gar nicht so unflug und verwerflich hielt. Ich wendete mich offiziell als Vorsitzender des deutschen Wehrvereins an das Reichsmarineamt, das nichts wußte, aber sofort den Stockholmer Marineattaché zum Bericht und Remedur aufforderte. Auch dieser wich aus.

Nationale Rückgratlosigkeit paarte sich mit würdeloser Weltbürgerlichkeit, um dem Dänen diesen weiteren Sieg und Einbruch in das urdeutsche Volksgebiet in beliebter Erfüllungspolitik widerstandslos und geflissentlich zu gestatten, statt dank dem Völkerbunde sich für die Deutschen der geraubten Nordmark einzusetzen, wo nichts geschieht. Aber auch ohne diese unerfreuliche Gemeinschaft ist es Pflicht jeder deutschen Regierung die Minderheiten unseres Volkes, die Germania Irredenta zu schirmen und deren Volksstolz aufzurichten und ihren Kampf mit allen Mitteln zu unterstützen. Überall versagen Regierung, Volksvertretung, ja das Volk selbst, was mich nicht davon entbindet, wenigstens obige Aufklärung zu geben.

Leider beeinträchtigt Zwietracht das Reifen des bedrängten Deutschtums in der geraubten Nordmark. Der parlamentarische Führer Pastor Schmidt ist nur Kulturdeutscher und Pazifist bei aller guten nationalen Gesinnung. Er hat den Fehler begangen ausgerechnet die preußische Regierung zu bitten, den falschen Dänen Schleswigs dieselben Vorteile zu gewähren, wie das edelmütige, leider diebische Dänemark angeblich sie geboten habe. Eine Ohrfeige hat er soeben von

der dänischen Regierung erhalten, die jeden deutschen Wunsch für Schulautonomie brüsk abgelehnt hat, während bei uns der Staat die deutschen Abtrünnlinge dänischer Sprache amtlich unterstützt. Leider arbeitet der sonst so rühmliche Verein für das Deutschtum im Auslande, der alte Schulverein, nur mit Schmidt und hilft der schärferen, völkischen Richtung des tapferen Rechtsanwaltes Raben in Hadersleben nicht, dessen „Königsau“ die Herstellung der alten Reichsgrenze heischt, nicht einmal das Amt Ribe, das als friesisches Sprachgebiet nicht zu Dänemark gehört, wie ich nachgewiesen habe.

Schwäche ist die schwerste politische und nationale Sünde, wo es keine Zugeständnisse zur Erreichung zeitweiliger Vorteile geben darf. So fordert jetzt auch in Elsaß-Lothringen die neue „Unabhängige Landespartei“ völlige innere „Selbstständigkeit“, da sonst Poincaré sie wegen Landesverrates verfolgen würde, während die Kommunisten offener die völlige Loslösung vom französischen Räuberstaate heischen, also zunächst den Pufferstaat, wie auch der Weg der Entwicklung gehen wird, wie ehrlos auch das deutsche Mutterland das Reichsland aufgegeben hat. Wir müssen daher der Schmidtpartei der Versöhnlichkeit das Gewissen schärfen und Einigkeit allen Nordmärkern predigen, aber unsere Zustimmung zum scharfen Abwehrkampf der Rabenpartei nicht verhehlen.



Das deutsche Gesicht in Süd-Chile

von Pfarrer Diedrich-Puerto Montt (Chile)

Es dürfte kein zweites Gebiet in Übersee geben, daß so offensichtlich deutsches Gepräge hat und das deutsche Gesicht verrät wie Südchile. Für den Deutschen ist es nicht schwer, sich hier einzuleben, er fühlt sich sehr bald heimisch. Das Klima ist mäßig, nur gibt es keinen deutschen Winter, zahlreiche einheimische Pflanzen und Bäume verlieren nie ihr Laub und die Rosen blühen an geschützten Stellen das ganze Jahr hindurch. Allerdings ist Südchile das regenreichste Gebiet der Welt und man behauptet wohl, daß es hier dreizehn Monate im Jahr regnet. Jedenfalls ist es bis auf die Hochsommermonate Januar bis März, in denen aber tagelange Regengüsse auch nicht selten sind, reichlich naß, weshalb der Rheumatismus hier gerade keine seltene Erscheinung ist. Bei sitzender Lebensweise muß, zumal wenn man hier nicht aufgewachsen ist, tunlichst neun Monate lang geheizt werden. Holz gibt es wohl genug, aber weil es auf unmöglichen Wegen weit her geholt werden muß, ist es ebenso wie Holzkohle recht teuer. Landschaftlich ist Südchile ungemein reizvoll und mit seinen ausgedehnten Wäldern, weiten Wiesen, zahlreichen Flüssen und Seen, der malerischen Meeresküste mit den vorgelagerten Inseln und Inselchen, die eine Anzahl von Kanälen bilden, mit der schneebedeckten Cordillere und ihren alles überragenden stolzen Vulkanen einer der schönsten Teile der Welt.

Die Landstraßen sind schlecht, kommen für Autoreiseverkehr vorläufig höchstens im Sommer in Frage und lassen im derzeitigen Zustand auch dann keine größeren Geschwindigkeiten zu. Die Bahn verläuft von Norden nach Süden mit wenigen kurzen Abzweigungen. Größere Städte sind Temuco mit 60000, Valdivia mit 50000, Osorno mit 30000, La Union mit 15000 und Puerto Montt mit 12000 Einwohnern, letzteres Endstation der Eisenbahn. Auf der Bahn, in Autobussen, auf Dampfern wie in Hotels klingt die deutsche Sprache. Das deutsche Lied wird gepflegt und eine ganze Anzahl von deutschen Gesang- und Musikvereinen leisten Erstaunliches. Sonst bietet das Leben auch in den Städten wenig geistige Anregung, wenig Abwechslung, weshalb auf materielle Genüsse um so größerer Wert gelegt wird und Familienfestlichkeiten besonders ausgiebig gefeiert werden. Theater gibt es kaum, dafür ist der Kinobesuch um so zahlreicher.

Die meisten Deutschen des Südens sind zum Teil recht wohlhabende Landwirte, in Valdivia, Osorno und am Lanquihuesee zahlreiche Großgrundbesitzer mit Tausenden von Hektaren Land, mit großen Rinder- und Pferdeherden und prächtigen Wohnhäusern. Fabriken, Brauereien, Handelshäuser, Schiffswerften sind in deutschen Händen. Überall gibt es deutsche Handwerker, Gastwirte, Fleischer und Bäcker. Ihre soziale Stellung ist keineswegs beneidenswert. Deutsche Angestellte kommen nur in beschränkter Zahl für größere Betriebe in Betracht, da die Regierung 90% chilenische Angestellte vorschreibt. Als gewöhnlicher Arbeiter kommt der Deutsche hier nicht in Frage, da der Hiesige sehr billig arbeitet und die soziale Stellung des Arbeiters mit dem Ansehen des Deutschen im Lande unvereinbar erscheint. Südkile ist, abgesehen von der wie überall spürbaren momentanen wirtschaftlichen Depression, ein reiches und fruchtbares Land. Es gedeiht hier alles wie daheim, Apfel und Birnen, Johannes- und Stachelbeeren, Weizen und Hafer, Hülsenfrüchte, Kartoffeln in Hülle und Fülle, alle deutschen Feld- und Gartenblumen neben reicher einheimischer Vegetation. Fast alle deutschen Wurst- und Käsesorten sind hier zu haben, deutsche Gerichte, selbst Eisbein mit Sauerkohl, deutsches Gebäck, Pfannkuchen und Streuselkuchen. Das Wort „Kuchen“ ist als Fremdwort in die Landessprache übergegangen. Die Fische sind gut und billig. In Puerto Montt kauft man eine Waschküffel voll bester Austern für eine Mark. Deutsche Gastfreundschaft ist hier zu Hause wie kaum irgendwo. Mit Nahrungsforgen hat niemand zu kämpfen. Deutsche Ärzte, deutsche Apotheker, Kaufleute, Lehrer und Pfarrer gibt es in allen Städten. Das Deutschtum ist in ungewöhnlicher Stärke vorhanden, freilich hat es auch den Verhältnissen entsprechend seine Schattenseiten. Die Meisten sind zu Gelde gekommen und auch wo sie es längst nicht mehr nötig haben, dreht sich doch alles ums Geld. Gewiß werden in den Kolonien erhebliche Opfer für die deutsche Schule und Kirche gebracht, aber bei weitem nicht mehr mit der gewissen Selbstverständlichkeit der Alten. Wer Geld hat, gilt etwas und der umgekehrte Fall gilt auch! Von einer Hochschätzung des Geistigen kann zumal im abgelegenen Süden nicht recht die Rede sein. Man bringt in dieser Beziehung mancherlei Opfer an Zeit und Geld, aber eben — man bringt dafür Opfer. Die geistig ideellen Werte sind

für die Meisten noch keine Lebensnotwendigkeit und Lebensbedingung. Mit anderen Worten: Es fehlt dem Deutschtum hier eine lebendige geistig-seelische Entwicklung, die der zunehmenden Überfremdung durch bewußte Verinnerlichung und Vertiefung die Wage hielt. Urkräftige deutsche Art hat sich in manchen Bauernkolonien erhalten, während eine geistig hochstehende deutsche Kaufmannschaft in den größeren Städten für die Belange des Deutschtums an der Arbeit ist.

Man muß es den Deutschen in Chile zugute halten, daß sie einst neben vielen anderen dieses vielleicht schwerste Opfer haben bringen müssen, daß sie ihren Kindern lange Zeit keine ausreichende Schulbildung vermitteln konnten. In den ersten zwei und drei harten Jahrzehnten mußte die Sorge um den inneren Menschen naturgemäß hintanstehen. Die Alten brachten gute Grundlage mit. Ihre Kinder reiften in der Schule der Not. Sie blieben sparsam, arbeitsfroh und anspruchslos. Sie bilden noch heute den Kern unseres Deutschtums. Seitdem sind die Betriebe enorm gewachsen, die Anforderungen des praktischen Lebens gestiegen. Die folgende Generation wuchs in eine äußere Vielgeschäftigkeit hinein. Zumindest die männliche Jugend behält etwas von der Halbwüchsigkeit, die sich aus Pflege des inneren Menschen nicht auswachsen kann. Sie ist schwer zu begeistern und kaum zu sammeln. Es wäre durchaus zu wünschen, daß in die einzelnen Kolonien eine Schar lebensvoller, deutscher Jungmänner hineingeworfen würde, die einiges von der Begeisterungsfähigkeit und Hingabe der neuen deutschen Jugend hierher verpflanzte. Es wäre zu wünschen, daß viel häufiger deutsche Familien von hier nach drüben reisten, um die deutsche Jugendbewegung und das neue Deutschland mit eigenen Augen zu sehen. Es geschieht nicht eben selten, daß vieles was die Väter mühselig erarbeitet haben von leichtfertigen Söhnen vertan wird. Es besteht die Gefahr, daß man sich mehr und mehr auf einen „Wohlstand“ verläßt, der doch immer neu angeeignet werden will, soll er seinem Namen Rechnung tragen. Das Deutschtum in Chile leidet darunter, daß ihm bei größter Entfernung die engere Berührung mit der alten Heimat versagt bleibt. Kostet doch die Reise von Argentinien über die Cordillere nach Chile mehr als die Fahrt von Hamburg nach Buenos Aires. Wenn manche Familien enorm angewachsen sind, so bleibt es immerhin bedenklich, daß in abgelegenen Kolonien nur drei bis vier verschiedene Familiennamen immer wiederkehren. So stehen wir hier vor der Tatsache einer selten deutschen Atmosphäre, ohne daß in ihr das rechte Deutschenbewußtsein lebendig und entsprechend aufbauende Eigenkraft wirksam wäre. Es war echtes deutsches Volkstum, was die Väter einst aus der alten Heimat mitbrachten. Es äußerte sich ganz unbewußt auf eine höchst einfache aber wirksame Art. Volkstümliche Trachten, Mundart und brieflicher Verkehr mit den Verwandten drüben sind längst dahin. Es wird an der Zeit, daß eine stärkere Anteilnahme an den deutschen Bildungsgütern und Besinnung auf notwendige Volkstumspflichten einsetzt. Soweit das geschehen wird und soweit in den folgenden Generationen noch ursprüngliches unreflektiertes Volkstum wirksam bleibt, berechtigt das Deutschtum hier zu Hoffnungen für die Zukunft. Reichsdeutscher Zuzug würde in jeder Hin-



sicht eine wesentliche Stärkung bedeuten, vielleicht daß ihn eine Besserung der wirtschaftlichen Lage beider Länder in Zukunft ermöglicht.

Es ist für die Mentalität des Deutsch-Chilientums kennzeichnend, daß man den Deutschen im Lande von Staats wegen nie ernstliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt, sie vielmehr stets anerkannt und umworben hat. Man muß mit dem Hinweis auf eine Überfremdung dort notwendig tauben Ohren predigen, wo das Fremde längst nicht mehr als fremd empfunden wird. Man konstruiert, als Reichsdeutscher in der Arbeit für das Deutschtum stehend, leicht Gegensätze, die tatsächlich nicht vorhanden sind. Die ersten Einwanderer erklärten: „Wir wollen Chile als Bürger angehören, es lieben und ihm in Treue dienen wie je der treueste seiner Bürger“. Und der Deutsch-Chilene will mit Lebensnotwendigkeit chilenischer Bürger sein. Wäre Chile ein dichtbevölkertes, durchorganisiertes und kulturell hochstehendes Land, dann wäre das deutsche Gesicht in dem Maße jedenfalls kaum denkbar. Das Land hat aber noch keine 5,000.000 Einwohner, so daß die an sich geringe Zahl von 23.000 Deutschstämmigen als Kulturträger immerhin bedeutend ins Gewicht fällt, zumal von den 5,000.000 weit über die Hälfte für kulturellen Betrieb ausscheidet. Die Deutschen haben an der raschen kulturellen Entwicklung Chiles hervorragenden Anteil genommen, ja sie haben den größten Teil Südkhiles für menschliche Ansiedlung und Kultur überhaupt erst erschlossen. Ein Aufgehen im fremden Volkstum kam für die Urwalddeutschen gar nicht in Frage, weil — wenigstens in näherer Umgebung — keins vorhanden war. Eine gewisse kulturelle Verarmung ist überall das Schicksal der Urwaldkolonisten gewesen. Was sie sich draußen mehr oder minder Wertvolles angeeignet, was sie eingebüßt haben, läßt sich noch heute unschwer erkennen. Unter dem Druck der Verhältnisse ist ihnen der Sinn für Humor weithin verloren gegangen und auch bis heute nicht wiedergekehrt. Der chilenische Einfluß macht sich in einer eigentümlichen Lebensauffassung geltend, eine wesentliche Bereicherung hat der deutsche Mensch kaum erfahren. Chile hat eigentlich keine eigene Kultur, ebensowenig ein eigenes Volkstum. Die soziale Kluft ist ungeheuer. Die Oligarchie in Santiago stand kulturell immer stark unter französischem Einfluß, blieb aber auch für sonstige ausländische Kultur aufgeschlossen und hat deutsche Arbeit, Pflichterfüllung und Gründlichkeit jederzeit gern anerkannt. Die Politik des Landes ist keine glückliche gewesen, wie überhaupt Verantwortungs- und Pflichtgefühl dem Staate gegenüber bis in die jüngste Zeit in sehr geringem Maße vorhanden war und erst neuerdings energig gefordert wird. Von einer Volkswirtschaft kann nur in bescheidenem Umfang gesprochen werden, im allgemeinen wirtschaftet jeder für sich und sucht zu Geld zu kommen.

Die Deutsch-Chilenen, so an der Grenze zweier recht verschiedener Völker stehend, die sie gleichermaßen für sich in Anspruch und, wenn es darauf ankommt, nicht für vollnehmen, wissen wohl, was sie der alten Heimat zu verdanken haben. Es ist letzter Sinn und Zweck aller Deutschtumsarbeit hier draußen, daß ihnen dieses Bewußtsein nicht verloren geht, aber — sie sind mit ihrer ganzen Existenz an Chile gebunden und lösen nur ein altes Versprechen der Vorfäter ein, wenn sie sich mehr

und mehr einbürgern. Das ist praktisch notwendig, das andere erscheint als Akt der Dankbarkeit und als innere Notwendigkeit. Wo sich der Mensch an die praktischen Anforderungen des Tages verliert, da zieht die innere Verpflichtung nicht mehr. Es wird alles auf Verinnerlichung und Vertiefung deutschen Lebens in Chile ankommen. Der Deutsche verdankt sein Ansehen hier wie überall in der Welt der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit, die ihn dem Lande seiner Väter verhaftet. Wo und in dem Maße wie er den Boden unter den Füßen verliert, hat diese Gewissenhaftigkeit ihren Grund verloren — wird in ganz andersartiger Atmosphäre als lästig empfunden. Das ist die ständige Gefahr, in der das Auslandsdeutschtum schwebt. Sie beginnt dort, wo die Muttersprache und mit ihr ererbtes Volkstum in die Brüche zu gehen droht. Das Deutschtum in Chile hat seinen Halt an den deutschen Bauern und der deutschen Großstadtintelligenz. Dazwischen zeitigt dieses Geschlecht, das zu dem Deutschland der Nachkriegszeit keine rechte Einstellung gewinnen kann, mancherlei unfreundliche Erscheinungen. Der stillen geduldigen Arbeit wird viel getan, aber eine umfassende und in die Tiefe greifende Deutschumbewegung tut not. Es handelt sich nirgends um absichtliche Verfündigung, immer nur um allzu bereitwilliges Entgegenkommen und Mangel an Selbstbewußtsein. Anstatt immer wieder auf großen Festen sein Deutschtum öffentlich zu betonen und zur Schau zu tragen, womit man auch dem engbefreundeten Gastland leicht auf die Nerven fällt, sollte man, ohne viel Redens davon zu machen, sein deutsches Wesen äußern und das deutsche Herz wie das deutsche Gemüt für sich sprechen lassen — kurzum sich bei allem Entgegenkommen als gewissenhafter und darin „unverbesserlicher“ Deutscher dokumentieren. Das ist der einzig berechtigte Gegensatz, der dem Auslandsdeutschen seine Ausnahmestellung als Bürger eines fremden Landes garantiert und ihm gleichzeitig seine Deutschheit verbürgt. Das liegt dem Deutschchilenischen Freundschaftsbund zugrunde, das dürfte auch der Grund sein, warum uns Chile in schwerster Zeit die Treue hielt und das ist über die deutschen Musterwirtschaften und Firmenschilder hinaus das eigentliche „deutsche Gesicht“, das seine Herkunft deutlich genug verrät und den Anspruch auf Zugehörigkeit zu zwei Nationen allein rechtfertigt.



Rundschau

Vom wolgadeutschen Verlagswesen

Der Wolgadeutsche Staatsverlag, der für die Republik der Wolgadeutschen die Herausgabe von Büchern und anderen Druckschriften in deutscher Sprache übernommen hat, brachte im Jahre 1926/27 Bücher im Umfange von 98 Druckbogen mit einer Gesamtauflage von 196.125 Exemplaren heraus. Im Jahre 1923 wurden nur zehn Bücher im Ausmaße von insgesamt 24.150 Exemplaren verlegt. Dem Inhalte nach entfällt

der größte Teil der erschienenen Werke auf Schul- und Lehrbücher. Den nächsten Rang nehmen landwirtschaftliche Werke ein und hierauf folgt schließlich sozialpolitische, all-gemeinwissenschaftliche sowie schöne Literatur.

Seelsorgenöte in Sibirien

Wie schwierig es ist, Sibirien mit seinen weit verstreuten lutherischen, zumeist deutschen Gemeinden seelsorgerisch zu betreuen, erhellt aus dem Folgenden.

Bis zum Jahre 1924 war der Hauptkomplex der deutschen Gemeinden überhaupt so gut wie pastorenlos. Es handelt sich hierbei um jene Siedlungen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte durch die früheren Angehörigen der verschiedensten deutschen Kolonien im europäischen Rußland gebildet wurden. Lediglich in Wladiwostok und tief unten im Süden des riesengroßen Bezirkes waren Geistliche verblieben, zwei an der Zahl, wovon aber der Letztere aus Gesundheitsrücksichten nur ein sehr kleines Territorium bereisen kann. Außerdem gibt es nur noch in Tomsk einen emeritierten Pastor, der sich zeitweilig wieder in den Dienst der Kirche gestellt hat und die Gemeinde Tomsk sowie einige andere Gemeinden aus hilfsweise bedient. Im Jahre 1925 konnte für den Slawgoroder Bezirk ein Seelsorger gewonnen werden, während der für Omsk vorgesehene Geistliche auf einer Amtsfahrt in der Stadt Tara ein völlig unschuldiges Opfer der Mordlust eines Wahnsinnigen wurde.

Da es also unausführbar erscheinen mußte, Sibirien mit ständigen Pastoren zu versorgen, so wurde im folgenden Jahre eine Expedition von Reisepredigern ausgerüstet. Doch auch dieses Unternehmen war von einem Unstern begleitet, denn der eine der vier Herren kehrte in schwerkrankem Zustande in seine Heimat zurück und ist dann bald darauf an den Folgen der Expedition gestorben.

Aber auch in diesem Jahre sind vier deutsche Geistliche wiederum nach Sibirien aufgebrochen.

Deutsches Schulelend in Estland

Noch immer haben die deutschen Schulen in Estland in wirtschaftlicher Hinsicht hart um ihr Fortbestehen zu kämpfen. Deutsche Gelehrte und Pädagogen gewinnen, wenn sie auf Vortragsreisen das Baltikum kennen lernen, nur einen beschränkten Einblick in das deutschbaltische Schulwesen. Sie erfahren kaum etwas von den niedrigen Gehältern der Lehrkräfte, von denen einige trotz persönlicher Armut aus Idealismus unterrichten. Schulkinder und Lehrer müssen gemeinsam an der Erhaltung der Schule mitwirken. Kleine Veranstaltungen, Basare, Liebhaberaufführungen und Vorträge helfen, die leeren Rassen der Schule zu füllen. In den kleinen Städten des Landes beträgt die gesamte Schülerzahl kaum mehr als sechzig, und doch werden dort die gleichen wissenschaftlichen Fächer und Fremdsprachen gelehrt, wie in den großen Lehranstalten mit Gymnasialklassen in Deutschland. .

Auslanddeutsche Familienforschung

Kenntnis von Herkunft und Schicksal der als Kolonisten in die neue Heimat gekommenen und nun vom völkischen Stammesboden losgelösten, in fremden Ländern Lebenden, doch aber nach Sprache und Abstammung dem deutschen Volkstörper Angehörigen ist, wie nichts anders auf der Welt darnach angetan, das Gefühl der Verbundenheit mit dem Mutterlande zu steigern, und allein schon aus diesem Grunde muß die Frage nach einer Beschäftigung mit Familienforschung in auslanddeutschen Gebieten als äußerst wertvoll und gewinnbringend betrachtet werden.

Es ist deshalb kein Zufall, daß in den verschiedensten Bereichen auslanddeutschen Lebens gegenwärtig Bestrebungen auftauchen, die auf eine Förderung solcher Forschungen abzielen. Das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart hat sich bereitwilligst in den Dienst dieser Sache gestellt und leitet alle Anfragen an die Arbeitsgemeinschaft familiengeschichtlicher Verbände in Berlin weiter.

In diesem Zusammenhange sei auch auf Spöhr: „Wie beginnt man familiengeschichtliche Forschung?“ und das Weckensche „Taschenbuch für Familienforschung“ verwiesen.

Für Sudetendeutschland ist gegenwärtig bereits die Gründung einer eigenen Arbeitsgemeinschaft von Familienforschern im Zuge, und auf den ersten Anruf hin haben sich schon 460 Freunde zur Sache gemeldet.

Das vor kurzem herausgekommene Sonderheft der „Familiengeschichtlichen Blätter“ enthält ein gesamtes Inhaltsverzeichnis zu den Jahrgängen 1 bis 25, womit ein großes Material zur Familienforschung gegeben ist.

BCU Cluj Central University Library Cluj

Eine wolgadeutsche Jubiläumsausstellung

Die wolgadeutsche Regierung hat beschlossen, am 19. Oktober 1928, dem zehnten Jahrestag der Gründung der wolgadeutschen Autonomie, in Prokrowsk eine Ausstellung zu eröffnen. Es ist dabei vor allem beabsichtigt, in dieser Schau darzutun, welche Entwicklung das Land im Verlaufe dieser zehn Jahre, und zwar auf allen Gebieten genommen hat. Mit der Vorbereitung und Durchführung dieser Ausstellung ist eine besondere Kommission betraut worden.

Sudetendeutsche Besuchswanderfahrten

Die Kulturverbandsortszgruppen der größeren Städte der Tschechoslowakei haben den Brauch herausgebildet, Gesellschaftsausflüge zu den Ortsgruppen der ländlichen Umgebung in regelmäßigen Abfolgen zu unternehmen. Mit der Ortsgruppe, der jeweils der Besuch zugeordnet ist, werden rechtzeitig die entsprechenden Abmachungen wegen der Sicherung des Lokales getroffen und der Ausflug selbst in den heimischen Blättern bekanntgegeben, sowie alle Mitglieder und Freunde des Kulturverbandes zur Teilnahme aufgefordert. Für diese Fahrten sichern sich die veranstaltenden Ortsgruppen immer gleich die nötigen Vortragskräfte, so daß stets ein Programm zustande kommt,

das auf einer gewissen Höhe steht und wirklich Wertvolles bietet. Volkstümliche deutsche Geselligkeit heißt dabei die Lösung. Namentlich die Pflege des deutschen Volksliedes dürfte dabei für die Verbindung mit der ländlichen Bevölkerung von ausschlaggebender Bedeutung sein, und bei einem zweiten und dritten Besuch derselben Ortsgruppe kann mit ihrer Mitarbeit an der Ausgestaltung des Programmes bereits gerechnet werden, wobei ein besonderes Gewicht auf Heranziehung der gesamten deutschen Bevölkerung gelegt wird.

Bücherschau

Baltische Monatschrift. Herausgegeben von Woldemar Wulfius, Werner Hasselblatt, Max Hildebert Boehm. 59. Jahrgang. Riga 1928. Heft 1.

Nach zwölfjähriger Unterbrechung begannen diese Blätter im April vorigen Jahres wieder zu erscheinen, und mit dem vorliegenden Hefte ist der Anfang zu einer weiteren Ausgestaltung gemacht worden. Durch den erweiterten Herausgeberstab soll zunächst das lebendige Zusammenwirken der baltischen Kräfte in Lettland, Estland und im Deutschen Reich in Erscheinung treten. Ein „politischer Brief“ wird als Novum jedem Hefte beigegeben sein. Eine Umschau soll die Möglichkeit bieten, zu Fragen des baltischen Interessentkreises hinweisend oder kritisch Stellung anzunehmen. Die äußere Ausstattung wurde verbessert. So können wir der baltischen Monatschrift nur Glück wünschen zu solchem Aufstreben. Die vorliegende Nummer weist wertvolle Beiträge auf von W. Wulfius: Entstehung und Gefährdung des baltischen Gemeinbewußtseins; R. Wittram: Die Generation von 1919; Hasselblatt: Gedanken über Sicherung des baltischen Raumes; Boehm: Baltentum und Außendeutschtum; W. Baron Wrangell: Die Verschleppung nach Sibirien im Jahre 1918; Ed. von Stadelberg: Von deutscher Landflucht und englischer Agrarromantik, sowie einen „Politischen Brief“ Arzel de Bries.

Dr. Heinrich Stürenburg = Dresden = Loschwitz: Landschaftliche Schönheit. Mit elf Abbildungen auf zehn Tafeln. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1926.

Es ist mir eine besondere Freude, dieses Werk meines alten Dresdner Kreuzschullektors hier im Ostland besprechen zu dürfen. In der Tat: wenige dürften dazu berufen gewesen sein, über Schönheit und Landschaft zu schreiben wie er. Denn wenigen Ausgewählten schloß sich, wie es bei ihm in selten glücklicher Weise der Fall ist, die Fähigkeit, künstlerisch sehen zu können, mit solch abgeklärtem, allumfassendem Wissen, das zwar nie im Kleinkram stecken blieb, doch aber auch nichts als wissenschaftlicher Betrachtung zu gering erscheinend beiseite schob, und dem Drange nach stetig neuem Erkennen zusammentrieb. Das war ja das Geheimnis auch seines pädagogischen Erfolges. Und seiner eigenen ewigen geistigen Jugend. Und da er seinen Körper von Jugend auf stählte, so gab ihm körperliche Frische auch noch in hohem Alter die Möglichkeit, die Landschaft, indem sich Sehen und Wissen bei ihm zu einer Einheit verband, immer wieder neu zu erleben. Ausgehend in seinem Werke vom „Eindruck der Landschaft abhängig vom Beschauer“, fügt Stürenburg, auch heute als geheimer Rat sich seinen schlichten Sinn der Jugend bewahrend, dieser Betrachtung eine Darstellung der Wirkung der Mannigfaltigkeit, der Mannigfaltigkeit durch Bewegung und als Zutat des Menschen zur Land-

schaft der „Baukunst in der Landschaft und ihres Niederschlages in der Landschaftsmalerei“ als selbständige Kapitel an. Wertvoll ergänzt wird das im prächtigen Stile Stürenburgischer Anschaulichkeit geschriebene Buch durch zwei Literaturnachweise: Schriften zur Landschaftskunde und Schriften zur Landschaftsmalerei, sowie einen kundigen Führer durch die geschmackvolle Auswahl der Abbildungen. — Ein Buch, das auf dem Bücherbord vor dem Verstauben geschützt ist. Ein Buch, das immer und immer wieder gelesen werden wird.

Werner Bergengruen: Das Kaiserreich in Trümmern. Verlag R. F. Koehler, Leipzig 1927.

Nach einer Reihe novellistischer Publikationen hier ein Roman Werner Bergengruens. Das Buch will mehr sein als ein historischer Roman. Es will aufzeigen, wie leicht es ist, ein Reich zu zertrümmern, und wie schwer, Neues aufzubauen. Dargestellt wird solches an dem jungen germanischen Söldnerführer Odovakar, der das altgewordene römische Staatsgebilde aus der Weltgeschichte wegwischt, und nicht in der Lage ist dem Alten etwas Besseres, Neues entgegenzustellen. Jenes Jahr 476 nach Christi Geburt, das uns als die Scheidewand der „alten“ von der „mittleren“ Geschichte aus dem Unterricht unserer Jugend geläufig ist, wurde hier zum Brennpunkt der Bergengruenschen Gestaltung. Besonders eindrucksvoll ist die Schilderung der frühesten Jugend Odovakars im vaterlosen, oder vielmehr von ihm gemiedenen Einödhofe und seine Einführung in die größere Welt durch den plötzlich auftauchenden Jitche.

Werner Bergengruen: Das Buch Rodenstein. Mit 24 Holzzeichnungen von Georg Poppe. Iris-Verlag, Frankfurt a. M. 1927.

Hier wieder der vom Verfasser beliebte Kranz von Novellen. In eine Art Zusammenhang gebracht durch die Beziehung auf dem Rodenstein. Also jene Gegend, durch das Dreieck Darmstadt-Offenbach-Aschaffenburg umschrieben, zu deren Preis und Kunde so manches (wie sich Herr Bergengruen in seinem Buche vernehmen läßt): „der vergnügte Herr von Scheffel in wohlmeinend heitere Verse gegossen hat.“ Sei es drum. Wenn man den unsagbar gespreizten „Eingang“, er ist glücklicherweise nicht lang, hinter sich gebracht hat, so kann man an den „allerhand Spukgeschichten“, die Bergengruen aus dem Munde der Bauern von Laudenau und Neunkirchen, von Rainsbach und Gersprenz sammelte, und glücklicherweise in einer ihm adäquaten Darstellung gestaltete, seine Freude haben, zumal die Poppeschen Holzzeichnungen äußerst eindrucksvolle Hilfen geben.

Joachim Kurt Niedlich: Das Märchenbuch. Der alten deutschen Volksmärchen heimliches Raunen. Verlag der Deutschkirche, G. m. b. H., Berlin-Schlachtensee, Albrechtstraße 19, 1927.

Im Anschluß an die Märchen: Sterntaler, Rotkäppchen, Dornröschen, Frau Holle, die drei Männlein im Walde, Aschenputtel, die Gänsemagd, der Wolf und die sieben Geißlein, Rumpelstilzchen, die sieben Raben und die zwölf Brüder bringt Niedlich Betrachtungen, die uns die Märchen in einem ganz neuen Lichte erscheinen lassen wollen. Es soll kein trodenes, langweiliges Zerpflücken, sondern ein inniges liebevolles Schürfen und Zutagefördern von Schätzen sein, daß uns beim Lesen ganz warm und froh und stark zumute wird, und wir haben den Worten, die im Text auf Seite 4 dieses Buches stehen: „Die Seele der Deutschen Volksmärchen ist hier zum Sprechen gebracht durch einen Dichter, dessen künstlerisches Schauen aufhellend bis in die verborgensten Tiefen des deutschen Herzens dringt,“ ja dann wohl nichts mehr hinzuzufügen.

Walter von Molo: Die Legende vom Herrn. Albert Langen, München 1927.

Dieses Buch müßt Ihr lesen! — Alles was man darüber referierend oder zerlegend schreiben würde, bliebe, entweder belanglos oder angreifbar. Die Gestalt Walter von Molos steht, mit allem Licht und mit allem Schatten, so fest umrissen in der dichterischen Gesamtproduktion unserer Tage darin, daß gerade dieses subtile Werk wenig darnach angetan erscheinen muß, hier „neue“ Beziehungen in der Moloischen Darstellungskunst zu „entdecken“. Es ist ein Buch, mit dem sich jeder Einzelne auseinandersetzen muß, sei er nun Heide, Jude, Christ oder Geschichtsprofessor. Und wer besonders klar erkennen will, was Molo hier wollte, der lese außerdem etwa, was andere zum gleichen „Stoff“ zu sagen hatten. Dann wird er die Einmaligkeit des Moloischen Wurfes erleben.

75 Jahre Deutschum in Panguihue. Festschrift. Das ist: Deutsche Monatshefte für Chile. 7. Jahrgang, Heft 9/10, Santiago, September 1927.

„Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man das Ausharren dieser deutschen Kolonisten als eine wahrhaft koloniale Heldentat bezeichnet.“ Diese Worte Rärzens, in „Landwirtschaft und Kolonisation im Spanischen Amerika“, vom Jahre 1901 haben allerdings wohl für keine andere Siedlung dieses Weltteiles ähnlich zwingende Gültigkeit wie für diese chilenische von der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Als Kapitän Fitz Roy 1834/35 Panguihue besuchte, faßte er seine Eindrücke über dieses Gebiet in die Worte zusammen: „Jeder Fußbreit Bodens gleicht einem wassergetränkten Schwamme. Es scheint mir unmöglich, daß ein zivilisierter Mensch hier wohnen kann“. Und als zwei Generationen später der französische Gesandte das Siedlungsgebiet besuchte, erklärte er: „Dies ist ein kleiner Winkel im Paradies“. Beide Äußerungen stammen aus dem Munde von Angehörigen nichtdeutscher Nationen. Aus dem wassergetränkten Schwamme ein Paradies geschaffen zu haben, ist das Verdienst der Deutschen im Süden. — Von solcher Arbeit gibt das einhundert Seiten starke Heft, das reich mit Bildern geschmückt ist, ein erschütterndes Zeugnis. Ein Jugend- und Schulband soll folgen.

Rurt Schauer: Malerei der Goethezeit. 60 Abbildungen mit einer Einleitung. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1927. Das ist: Marburger Kunstbücher für jedermann.

Diese äußerst wertvollen Publikationen des Verlages aus dem Marburger Universitätskreise füllen mit Gegenwärtigem durch die Darbietung dieser konzentrierten Sammlung von Anschauungsmaterial aus der Goethezeit, eine bestimmt vorhandene Lücke zufriedenstellend aus. Auch außerhalb von Schauers Einleitung, die im übrigen trotz der Kürze ihrer sechs Seiten an Prägnanz, Plastik und Kenntnisreichtum alles Erforderliche zur Sache beibringt, spricht die Auswahl seiner Bilder eine so beredete Sprache, daß das noch nicht Gesagte bildmäßig und deshalb nicht minder rein erhellt. Diese Goethezeit umgrenzt Schauer in seiner Sammlung durch die Pole: 1750 und 1809 (die Wahlverwandtschaften) und jeder Kenner und Freund dieser Literaturperiode, d. h. der neuen Deutschen Literatur überhaupt, schaue sich dieses Buch an.

Dr. Fritz Breucker, Oberstudiendirektor: Ludwig Richter und Goethe. Mit 53 Abbildungen. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1926.

Aus Ludwig Richters eigenen Aufzeichnungen, den „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ gewinnt Verfasser ein Bild der Kenntnis und der steigenden Liebe des Künstlers zu Goethe. Denn das ist das Besondere dieses Falles. Obwohl bereits im Jahre 1820 Ludwig Richter mit Goethe im Alter von siebenzehn Jahren persönlich in Weimar einmal zusammentraf, so weist seine Selbstbiographie doch wenig ernsthafte

Beziehungen zu dem Olympier für die erste Hälfte seine Lebens auf. 1847 bricht zudem diese Autobiographie ab und als Ergänzung zu der Sprache seiner Bilder kommen nun in der Hauptsache lediglich nurmehr Briefe an seine Verleger als biographische Hilfsquellen in Betracht. Vor allem die an Wigand in Leipzig. Entscheidend wird im Jahre 1853 dessen Auftrag an den Maler, ihm in den „Illustrationen zu der neuen Ausgabe deutscher Klassiker“ den Goethe zu bebildern. Und während die Aufträge an andere mehr oder weniger zu Wasser wurden, stürzte sich L. R. mit einem wahren Feuereifer auf seinen Goethe, der ihm nun ein unentbehrlicher Lebensbegleiter wird oder wurde. Aus dieser Arbeit stammt ein stattlicher Teil der abgedruckten und anziehend besprochenen Goethebilder der Studie.

G. Horstmann: Erinnerungen aus verlorenem Land. Nordischer Heimatverlag H. H. Nölke G. m. b. H., Bordesholm i. H.

Wer das erste Kapitel dieses Buches durchgelesen hat, der wird, allein um dieses seines ersten Drittheiles willen, das Buch lieben. Und wer die anderen drei Kapitel auch noch bis zum Ende liest und die erforderliche Elastizität aufbringt, mitten in einem Buch sich in Bezug darauf, was sein Anfang zu werden verspricht, umzustellen und das auf völlig andere Betrachtungsgebiete hinübergleitende Buch um seiner selbst willen weiter zu lieben, der wird sich reichlich belohnt finden, wenn er am Ende erkennt, welche Persönlichkeit aus dem Buche, das eigentlich gar kein Buch ist, zu ihm spricht. Und welch deutscher Mann! Es ist ein Stück deutschen Auslandlebens, könnte man beinahe sagen. Erinnerungen aus verlorenem Land! . . .

E. Edert: Der Schuster von Tondern. Eine Geschichte aus dem Leben meines Urgroßvaters. Nordischer Heimatverlag H. H. Nölke G. m. b. H., Bordesholm i. H.

Im Zusammenhange mit Horstmanns Erinnerungen sei auf dieses ältere Werk Ederts neuerlich hingewiesen. Auch dieses Tondern ist heute — verlorenes Land, und das Buch verdient deshalb immer wieder Beachtung.

Die Deutschen unter der polnischen Herrschaft. Von Polonicus. Zentralverlag G. m. b. H., Berlin W. 35, 1927.

Das 79 Seiten starke Heft behandelt einleitend die Rechtslage der Deutschen in Polen und gibt sodann einen Ausriß vom Ursprung und der Zahl der deutschen Siedlungsgebiete. Aus eigener Anschauung schildert der Verfasser die Behandlung, die den Deutschen in Polen zuteil wird, und diese Darstellung gibt ein geradezu erschütterndes Bild. Es zeigt sich, daß hier ein Krieg nach dem Krieg geführt wird, und so wird die vorliegende Schrift über die Deutschen unter polnischer Herrschaft zu einer schweren Anklage gegen den polnischen Staat, mit dem Endzweck: einer Entspannung der deutsch-polnischen Beziehungen und der weiteren Befriedung Europas.

Deutschtum und Ausland. Studien zum Auslandsdeutschtum und zur Auslandskultur. Herausgegeben von Georg Schreiber. 8.—9. Heft:

Dr. theol. et phil. Koloman Juhász, Groß-Sankt-Peter, Banat, Rumänien. Die Stifte der Tschanader Diözese im Mittelalter. Ein Beitrag zur Frühgeschichte und Kulturgeschichte des Banates. Münster in Westfalen, Ushendorfsche Verlagsbuchhandlung.

Auf 333 Seiten, geschmückt mit wertvollem Bild- und Kartenmaterial, und versehen mit zwei Indices sowie dem ganzen Apparat exakt wissenschaftlicher Darlegungsweise, führt der Verfasser in anerkennenswerter Beherrschung der deutschen Sprache, wohl zum überhaupt ersten Male, in größerem Ausmaße die mittelalterliche Früh-

geschichte eines Territoriums vor, in das erst in der Neuzeit deutsche Einwanderer einströmten. Wie überaus wichtig es ist, daß alle Auslanddeutschen mit der Geschichte des von ihnen bewohnten Landes verwachsen, sich also nicht bloß als Koloniatoren betrachten, sondern auch als Erben eines Bodens mit reichen geschichtlichen Erinnerungen, das zeigt das vorliegende Werk nicht zuletzt. Das Eschanader Bistum, eine Gründung des ersten Königs von Ungarn, Stefan des Heiligen, gehörte im Mittelalter und darüber hinaus bis zur Türkenverwüstung zu Ungarn. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts war es unter Türkenherrschaft. Nach der Rückeroberung von 1718 unterstand der größte Teil seines Gebietes, das Temescher Banat, bis 1788 der Wiener Regierung und von da bis zum Vertrag von Trianon gehörte das ganze Gebiet des Bistumes wieder zu Ungarn, bis es, eben durch Trianon, in drei Teile zerschlagen ward, deren kleinster und nördlicher bei Ungarn verblieb, während das Banat an Jugoslawien und Rumänien aufgeteilt ward.

Jedermanns Bücherei. Natur aller Länder, Religion und Kultur aller Völker, Wissen und Technik aller Zeiten. Abteilung Naturwissenschaft, Gruppe Biologie. Herausgegeben von Walthar Schoenichen.

Hans Fingeller: Die Wahrheit über Südtirol. 1. Ergänzung über die Jahre 1926/27. Selbstverlag. Druck von R. und M. Jenny, Innsbruck 1928. 8°. 68 S.

Die vorliegende Broschüre ist eine dankenswerte Ergänzung zu desselben Verfassers Veröffentlichung gleichen Titels vor etwa zwei Jahren. Das Buch verfolgt den Zweck, das Augenmerk seiner Leser den unfäglichen und menschenunwürdigen Leiden der Deutschen in Südtirol zuzuwenden, um mitzuhelfen, das noch immer schlafende Weltgewissen wachzurütteln, damit es doch einmal zu einer entsprechenden Lösung der Tiroler Frage in friedlicher Weise und im Einverständnis mit der Bevölkerung dieses unglücklichen Landstriches komme.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Mia Munier-Wroblewska: Unter dem wechselnden Mond. Werden, Wachsen und Welken eines kursächsischen Geschlechtes. Zweites Buch: Sommerseggen. (Die beiden Charlotten. Die russische Welle.) Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn. 1928.

Dieser Band steht, das sei gleich vorweg mitgeteilt, vor allem, was psychologisches Ableuchten feinsten Charakterwesensheiten anlangt, wieder auf der vollen Höhe Munier-Wroblewskascher Gestaltungskraft. Und hier, wo die Dichterin wieder völlig auf dem festgefühten Grunde ihrer baltischen Heimatliebe mit beiden Füßen gut und sicher steht, erblühen, aus ihrer Liebe zu dieser ihrer Umgebung ungeahnte und auch neue schöpferische Möglichkeiten. Die Gestalt der älteren Charlotte und ihr Hineingleiten in eine Ehe mit Möglichkeiten, die von ihr nicht erahnt werden konnten, die dann aber, als sie Wirklichkeiten geworden waren, mit rührender Tapferkeit zu Ende erlebt werden, vermag allein schon, uns dieses Buch liebenswert zu machen, und Zeichnungen, wie die des armen Krüppels Ulla, Pastor Ulrich Stahls bucklichen Sohn, reichen schlechterdings an das Beste kleimalerischer Bildkraft im Bereiche novellistischer Darstellung heran. Ein gut lesbares, aber auch ein lesenswertes Buch! Und ein fluges Buch.

Mein Kränzlein, Spiel und Lied deutscher Kinder in Polen. Gesammelt von Pfarrer Friedrich Just: Verlag der Deutschen Bücherei, Posen 1927.

Ein Büchlein, in dem, begleitet von entzückenden Scherenschnitten Elisabeth Fischers, die alten deutschen Kinderlieder mit der naturgegebenen lokalen Färbung auftreten. In Auswahl und Ausstattung gleich mustergültig für ähnliche Arbeit in anderen Landschaften.

Staakmanns Almanach 1928. Herausgegeben von Rudolf Greinz.

Der altbewährte Verlag Staakmann gibt einen Almanach heraus, der im laufenden Jahre dadurch besonders reizvoll ist, daß unter seinen Mitarbeitern zwei 50-jährig (Rudolf Haas, Karl Hans Strobl), mehrere 60-jährig (Karl Schönherr, Rudolf Heubner, Alfred Huggenberger) geworden sind.

Dr. Herbert Schröder: Rußland und die Ostsee. Ein Beitrag zum Randstaatenproblem. Verlag G. Loeffler, Riga 1927.

Das Buch behandelt das Randstaatenproblem vom wirtschaftspolitischen Gesichtspunkte aus. Es bekennt sich zu der Überzeugung, daß die Ostsee keineswegs in erster Linie als Domäne Rußlands zu betrachten ist, sondern vielmehr seit jeher den Charakter eines „germanischen Mittelmeers“ getragen habe. Reiches statistisches Material unterstützt die Beweisführungen des Buches, das durch den Abschluß des lettländisch-russischen Wirtschaftsvertrages besondere Aktualität besitzt.

Geist und Gesellschaft. Kurt Breyfig zu seinem sechzigsten Geburtstage. 1. Bd.: Geschichtsphilosophie und Soziologie. Breslau, Verlag von M. und H. Marcus 1927.

Dr. Richard Peters, in Gemeinschaft mit Dr. Johanna Schulze, Dr. Fritz Klatt und Friedrich Schilling, redigierte diese Festgabe für den Jubilar, der noch zwei weitere Bände: „Geschichte und Gesellschaft“ und „Vom Denken über Geschichte“ folgen werden. Eröffnet wird der Reigen der Einzelgaben mit einem „Zeugen der Vergangenheit“, nämlich mit Georg Gottfried Herdinus, als einem „der Älterväter“ jener Geschichtslehre, wie sie Breyfig begründet hat, entnommen seinem: „Leben“ vom Jahre 1860. Nach einem Weihespruch Friedrich Schillings und einer Widmung Fritz Klatts zu Breyfigs sechzigstem Geburtstage erscheinen in diesem Bande zunächst vier größere Arbeiten: Rudolf Pannwitz: „Geschichtslehre und Führerschaft“, Hans Driesch-Leipzig: „Theoretische Möglichkeiten der Geschichtsphilosophie und ihre Erfüllung“, Werner Sombart-Berlin: „Die Bedarfsgestaltung im Zeitalter des Hochkapitalismus“, Eduard Wechsler-Berlin: „Die Generation als Jugendgemeinschaft“. Sie sind ein Zeugnis für die Führerschaft Breyfigs. Trotzdem man hier bei diesen vier Beiträgen von Schülertum nicht sprechen kann.

Geschichte der literarisch-praktischen Bürgerverbindung in Riga 1802—1927. Im Auftrage der literarisch-praktischen Bürgerverbindung verfaßt von Bernhard Hollander. Allgemeiner Teil. Riga 1927. Druck von Ernst Plates.

Nachdem zum einhundertjährigen Jubiläum der literarisch-praktischen Bürgerverbindung im Jahre 1902 Nikolaus Busch: „Geschichte der literarisch-praktischen Bürgerverbindung 1802—1902. Spezieller Teil: „Die Anstalten der Bürgerverbindung I. Die Schulen. Riga 1902, 204 S.“ erschienen war, folgt hier der Allgemeine Teil. In den Worten Gen.-Sup. R. G. Sonntags, Rigasche Stadtblätter von 1826, p. 149, liegt alles eingeschlossen, was die Verbindung wollte und will: „Ehrwürdige, liebe Stadt! bleibe bei deinem seitherigen Sinne: Gutes zu tun und nicht müde zu werden! Und ob auch die Zeiten jetzt nicht mehr sind, wie sie waren, vielleicht, ach! niemals so wiederkehren werden. Ob unverschuldetes Schweres dich getroffen hat, und Wohlverdientes dir versagt blieb, und dein Gutes selbst verkannt, wohl gar verlästert würde, dennoch, dennoch: Gutes tun und nicht müde werden!“ — Diese Worte Sonntags sind mit Leichtigkeit auf die Tätigkeit der Gesellschaft anzuwenden, und so wird Gesellschaft und Riga hier eines. Von ihrem segensreichen Wirken geben Hollanders zweihundertsechundachtzig Seiten beredt Kunde.

Günther Just: Die Vererbung. Ferdinand Hirt in Breslau 1927.

Das Buch ist aus Vorträgen hervorgegangen, die vor einem aus den verschiedensten Kreisen zusammengesetzten Laienpublikum gehalten wurden. Dies ist bei der Beurteilung desselben unbedingt vor Augen zu behalten. Es behandelt die Grundgesetze der Vererbung, den Geltungsbereich der Vererbungs Gesetze und die Gültigkeit der Vererbungs Gesetze beim Menschen. Vom Menschen ist überhaupt, nach des Verfassers betonter Absicht, so oft als nur möglich die Rede. Und in Beziehung darauf folgen Darstellungen von Umwelt und Sterblichkeit, von Keimzelle und Vererbung, unabhängigen und gekoppelten Erbanlagen, Geschlecht und Vererbung und der Entstehung neuer Erbanlagen. Ein Literaturnachweis, populärer und wissenschaftlicher Werke sowie ein Namen- und Sachregister ist dem Bändchen beigegeben.

Heinz Werner: Einführung in die Entwicklungspsychologie. Mit 47 Abbildungen im Text und einer farbigen Tafel. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth, 1926.

Dieses Werk des Dozenten der Universität Hamburg will kein Kompendium sein, also nicht eine systematische Sammlung und Zusammenfassung von Tatsachen sein, sondern vielmehr eine Reihe von Grundproblemen aufzeigen, deren innere Einheit nach Ziel und Methode es gestattet, einen besonderen Aufgabenkreis innerhalb der Psychologie zu umreißen. Es führt zunächst in das prinzipielle Wesen der Entwicklungspsychologie ein und erläutert sodann das entwicklungsstheoretische Verfahren an konkreten Grundfragen der vergleichenden Psychologie. Dabei gibt Verfasser selbst zu, die geistige Entwicklungslehre als besonderen Zweig der Psychologie konzediert, daß die Begriffe dieser Disziplin vorläufig den Reichtum und die Mannigfaltigkeit des sich entfaltenden geistigen Lebens keineswegs noch vollkommen zu umfassen vermögen. Das Werk, mit seinen vier Unterabschnitten: „Über die Methode und den Gegenstand einer allgemeinen Entwicklungspsychologie“, über irrtümliche geistige Verhaltensweisen, und zwar im Sinnesleben und in den Denkvorgängen, „Über die magische Geisteshaltung auf Grund irrtümlicher Erlebnisformen“ und „Die Struktur der primitiven Persönlichkeit“, enthält für seine ansprechende Beweisführung eine stattliche Fülle eigenen Bild- und Anschauungsmaterials.

Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift für Polen. Neue Folge der Zeitschriften der historischen Gesellschaft für Posen und des Deutschen Naturwissenschaftlichen Vereines und der Politechnischen Gesellschaft zu Posen, zugleich Veröffentlichung der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Bromberg und des Coppernicus-Vereines für Wissenschaft und Kunst in Thorn. Begründet von Dr. Hermann Rauschnig. Herausgegeben von Dr. Alfred Lattermann. Heft 12, Posen 1928. Im Verlag der historischen Gesellschaft für Posen, Poznan, ul. Zwierzyniecka 1. Auslieferung für Deutschland: Verlag „Das junge Volk“, Plauen i. V.

Auf 73 Seiten gibt zunächst Walter Ruhn eine äußerst fundige und exakte Darstellung der inneren Entwicklung von Bielitz im Mittelalter. Seine Untersuchungen setzen mit dem Beginne geschichtlicher Nachrichten ein und gelangen im Schlußkapitel zum Wendepunkt in der Bielitzer Geschichte um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Hieran schließt sich eine Arbeit D. Dr. Theodor Wotsches über „Die Mitarbeiter an den acta historico-ecclesiastica in Polen“ und ein Beitrag Hugo Sommers: „Die Stadt Posen als Preußischer Truppenstandort von 1815—1918.“ Beide Abhandlungen reihen sich, was gediegene Wissenschaftlichkeit anlangt, der ersten würdig an. Ein Verzeichnis der Schriften Pastor D. Lic. Johann Wilhelm Adam Bickerichs und Pastor D. Dr. Theodor Otto Gustav Wotsches vervollständigen den Band, der außerdem noch einen 21 Stücke enthaltenden Teil: Besprechungen und Inhaltsangaben bringt.

Dr. Erich Fausel: Das Zipsler Deutschum. Geschichte und Geschiehe einer deutschen Sprachinsel im Zeitalter des Nationalismus. Mit zwei Karten im Text und zwei Karten. Jena, Verlag von Gustav. Fischer 1927. Das ist: Schriften des Institutes für Grenz- und Auslanddeuschum an der Univerſität Marburg. Heft 6.

In der überaus verdienstvollen Reihe der Publikationen der Univerſität Marburg erſcheint hier Fausels Beitrag über das Deutschum in der Zips. Die Arbeit hebt an mit hiſtoriſchen Erörterungen über die Urzeit der deutschen Beſiedelung in dieſen Gebieten. Richtig muß dabei der Hinweis auf Geysa II. und auf Heinrich, den Löwen, erſcheinen. Ja, es könnte ſogar noch ein Schritt weiter gegangen werden und hier unterſucht werden, was ſich auf rein kulturhiſtoriſchem Wege ermitteln ließe. Es würde dabei der Zusammenhang der Zipsler Einwanderung, einer Neueinwanderung möglicherweise, mit der oſtdeuſchen Koloniſation aufgezeigt werden und nachgewieſen werden können. Jedoch ſind wir mit dem Verfaſſer Meinung darüber, daß nicht minder wichtige Ergebniſſe der Mundartenforſchung verdankt werden können. Erörterungen hierüber ſtehen für das behandelte Gebiet noch aus. Die von Fausel gegebene Analyſe der Umweltvölker in ihrer beſtimmenden Wirkung auf den Zipsler Deuſchen führt zu Ergebniſſen, die wohl noch der Diſkuſſion unterliegen. Das Hauptgewicht legt die Arbeit auf ihren zweiten Teil: Das Zipsler Deutschum von Joſeph II. bis auf die Gegenwart, und hier dürfen wir Fausel reſtlos folgen. Der wertvollen Arbeit iſt wichtiges Karten- und Tabellenmaterial zur Beweisführung mitgegeben und ein Literaturnachweis ſchließt das Werk ab.

Inhalt

In der Pfalz und im Saargebiet von Dr. Richard Csaki-Hermannſtadt.

Das Weſen von Prag von Eduard Zeikner.

Das falſche Dänentum Nordſchleſwigs von Kurt v. Stranz-Berlin.

Das deutſche Geſicht in Süd-Chile von Pfarrer Diederich-Puerto Montt (Chile).

Rundschau: Vom wolgadeuſchen Verlagsweſen. — Seelſorgenöte in Sibirien. — Deuſches Schulelend in Eſtland. — Auslanddeuſche Familienforſchung. — Eine wolgadeuſche Jubiläumsausſtellung. — Sudetendeuſche Beſuchswanderfahrten.

Bücherſchau.

Herausgeber: Dr. Richard Csaki-Hermannſtadt.

Oſtland-Verlag, Hermannſtadt.

Dieſe Zeiſchrift erſcheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druckbogen. Sie iſt zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Oſtland-Verlag Hermannſtadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggaſſe.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0 90 R.-M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4 50 R.-M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Öſterreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7 50 Schilling.

Die Bezugspreise verſtehen ſich einschließlich Poſtverſand. Zahlungen ſind zu leiſten im Inland auf das Konto des Deuſchen Kulturamtes an die Hermannſtädter allgemeine Sparkaſſa, die Bodenkreditanſtalt, beide in Hermannſtadt, oder an den Verlag ſelbſt. Im Ausland an die Deuſche Raiſſeſeifenbank, Berlin, W. 9, Köthenerſtraße 39—43. (Zahlung durch Poſterlagschein möglich.)

Siebenbürgisch-Deutsches

Tageblatt

Gründungsjahr 1874

Politisch führende Stimme der deutschen
Volksgemeinschaft in Rumänien

Das beste Nachrichtenblatt und in-
folge der größten Verbreitung das
werbeträftigste Anzeigenorgan

Verwaltung des Siebenbürgisch-Deutschen
Tageblatt / Hermannstadt-Sibiu
Rumänien / Königin-Mariastraße Nr. 25